

sozusagen

Bielefelder Studierendenmagazin an der Fakultät für Soziologie

Ausgabe 5
Wintersemester 1998/99



Studiengruppen

mgrosz

Bielefelder Studierendenmagazin an der Fakultät für Soziologie

INHALT

- 2 IMPRESSUM
- 3 VORWORT
- 6 NEUES
FAKULTÄT
- 8 • Wir fragten Otto Lüke
- 10 • Übersichtsplan der Kolloquien
- 12 • Klemens Kleiser: Freiversuch? - Freiversuch!



Themenschwerpunkt STUDIENGRUPPEN

*Essays aus und Abstracts über
Studiengruppen ab Seite 15*

- AUSWÄRTS
- 60 • Matthias Groß: Studieren im gelobten Land
- ET AL.
- 69 • Usch Pathe: Die Tugend der Orientierungslosigkeit
- 74 AUTOPOESIE

Studienlabor

Eine fortlaufende experimentelle Anordnung über die etwas anderen Veranstaltungen und Formen des Scheinerwerbs. Kurzberichte auf den Seiten 5, 9 und 14.

IMPRESSUM

sozusagen

Bielefelder Studierendenmagazin
an der Fakultät für Soziologie
Ausgabe 5, Wintersemester 1998/99

Redaktion: Frank Berner, Matthias Groß, Stefan Heisele, Andrea Mennicken, Stefan Mosemann, Corinna Schlombs, Ulf Schönheim, Daniel Tech, Annekathrin Thomsen

Layout: Ulf Schönheim

Fotos: Matthias Groß

Dank: Tobias Ellenberger

Druck: AJZ Druck & Verlag GmbH
Heeper Str. 132
33607 Bielefeld

Zuschriften: *sozusagen*, c/o Fachschaft
Soziologie, Universität Bielefeld,
Postfach 100 131, 33501 Bielefeld

Telefon: Matthias Groß, 0521-137758

e-mail: mgrosz@post.uni-bielefeld.de
stefan.mosemann@post.uni-bielefeld.de

Homepage:

[www.fachschaften.uni-bielefeld.de/
soziologie/sozusagen/welcome.html](http://www.fachschaften.uni-bielefeld.de/soziologie/sozusagen/welcome.html)

Konto:

Daniel Tech, Kto.-Nr. 437 296 07

SpaBi, BLZ 480 501 61

sozusagen erscheint einmal im Semester.

SCHWER PÜNKTLICH

von Frank Berner und Ulf Schönheim

Freunde, Bekannte und Verwandte der Redaktion Eurer *sozusagen* werden es gewußt, und unsere

sachstan? Vatikan? Doch der lang ersehnte Wechsel der politischen Landschaft in unserem Heimatland verspricht Hoffnung auf Besserung: Wir wagen das mutige Projekt und lassen wieder zuhause arbeiten. Hat auch den Vorteil, daß man einerseits näher am geneigten Leser aus B denn am geneigten Turm von P ist und andererseits die Korrekturlesen den die Texte verstehen.

setzte Diskussion nahmen wir zum Anlaß, die vorliegende Ausgabe 5 (die wir übrigens in der Mensa schmerzlich vermissen) der Selbstorganisation im Studium zu widmen. Wir wollen damit Alternativen jenseits des Standardmodells „Referate-seminar mit dominantem Dozent oder dominanter Dozentin und Schein durch Referat sowie Hausarbeit“ aufzeigen, aber auch jenseits eines traditionellen Verständnisses von Lernen als Konsumprogramm. Die Organisation des Lernens selbst ist ein wichtiger Teil des Studiums. Wir wollen aufzeigen, daß man sich im Studium Lernerfahrungen selber erarbeiten kann und daß solche Aktivitäten an sich schon wichtige Lernerfahrungen sind. Es gibt durchaus Möglichkeiten, das Studium nicht nur entlang der eingefahrenen Spuren laufen zu lassen. Es soll ein Kontrapunkt gesetzt werden zum bequemen, aber oft unbefriedigendem Studienprogramm.

Um unser Anliegen auf eine kurze Formel zu bringen: Es geht uns um die Qualität des Lernens statt um die Qualität der Lehre, um eine andere Lernkultur statt nur immer mehr vom Alten, Gleichen. Nicht die Lehre soll im Mittelpunkt der Betrachtun-



aufmerksame Leserschaft wird es an der interessanten Fotoauswahl der letzten zwei Ausgaben gemerkt haben: Ein Teil der Produktion wurde outgesourct, das Heft komplett in Frankreich layoutet. Nach Mercedes-Benz lassen nun also auch studentische Zeitschriften bei unseren westlichen Nachbarn mit den niedrigeren Löhnen produzieren. Wohin soll das noch führen? Italien? Südafrika? Ka-

Daß die *sozusagen* ein studentisches Magazin ist, äußert auch darin, daß es in den bisher erschienen Heften immer wieder Beiträge gab, in denen es um die Qualität, die Form und den Sinn des Studiums ging. In Ausgabe 2 und 3 gab es Artikel über Studiengruppen, und der große Streik im WS 97/98 sowie die Gruppe 97 haben in der letzten Ausgabe ihre Spuren hinterlassen. Diese fortge-

gen stehen, sondern das Lernen. Dieser Unterschied ist klein, aber fein.

In der Heftmitte setzen wir dazu die Schwerpunkte. Die Idee, den Essayteil der *sozusagen* um einen bestimmten thematischen Fixpunkt kreisen zu lassen, hat sich in der letzten Ausgabe – mit dem Schwerpunkt auf Geschichte und Soziologie – unseres Erachtens sehr bewährt und wird in dieser Ausgabe mit Essays über und Abstracts aus Studiengruppen fortgesetzt. Die Beiträge im Schwerpunktteil dieser Ausgabe haben trotz ihrer inhaltlichen Bandbreite eines gemeinsam: Sie sind alle im Rahmen von Studiengruppen und Studienprojekten entstanden.

Frank Meißner u.a. liefern in ihrem Artikel über das Studienprojekt uNfuG einen konzeptionellen Beitrag zu dieser Ausgabe. Besser, als uns dies in einem Vorwort hätte gelingen können, reflektieren sie über den Eigenwert von Studiengruppen und dem damit verbundenen Verständnis selbstorganisierten Lernens. Der Umgang mit komplexem und kontingentem Wissen setzt entsprechende Lernformen voraus; uNfuG ist ein interessanter und innovativer Vorstoß in diese Richtung.

Daniel Tech präsentiert uns ab Seite 16 einen Essay über ein nahezu allgegenwärtiges Phänomen: Das des Pops – der Popkultur und der Popmusik. Nach der Lektüre werden

Bravo, MTV und Viva nie wieder sein wie zuvor.

Ebenfalls mit Musik beschäftigt sich ein Auszug aus der Abschlußarbeit der Studiengruppe Musiksoziologie, der sich mit Konzepten Schütz', Adornos und Silbermanns auseinandersetzt und versucht, diese zu einer Synthese zu bringen.

Von der Studiengruppe Sozialpolitik kommt ein Interview mit Prof. em. Franz-Xaver Kaufmann. Was macht eigentlich ein Emeritus? In Kaufmanns Fall kann man die Antwort ab Seite 49 nachlesen. Vor allem aber kommen in dem Interview fachliche Fragen über den Wohlfahrtsstaat, Kaufmanns wissenschaftliches Werk als auch eher persönliche Fragen über sein Verständnis vom Verhältnis von Wissenschaft und Praxis und der Rolle der Soziologie in der Gesellschaft zur Sprache.

Um knapp über aktuelle und vergangene selbstorganisierte Studienprojekte zu berichten, haben wir kurze Abrisse in Kästchenform in den Schwerpunktteil eingestreut.

Auch die meisten weiteren Textbeiträge außerhalb des Schwerpunktteils haben in irgendeiner Form mit dem Umgang mit Wissen, mit Lernen oder mit der selbstverantwortlichen Organisation des Studiums zu tun.

Die Diskussion über alternative Formen von Veranstaltungen und des

Scheinerwerbs setzen wir ab sofort in unserer Versuchs-Reihe im Studienlabor fort: In dieser Reihe sollen Versuche dokumentiert werden, die vom Referateseminar abweichen, ob diese Versuche nun erfolgreich sind oder nicht. Aus allen Erfahrungen kann man lernen, und außerdem ist die Reihe vor allem da, um Anstöße zu geben. Eine kleine Einführung findet Ihr im Kästchen im Anschluß an das Vorwort.

Klemens Kleiser stellt eine bisher wenig bekannte und wenig genutzte Möglichkeit vor, sein Soziologiediplom mit einem größeren Anteil an Eigenregie zu absolvieren – den Freiversuch.

Zur Selbstbeurteilung sind auch Erfahrungen von außen und außerhalb wichtig; deshalb wenden wir unsere Aufmerksamkeit auch diesmal wieder ins Ausland: Es geht mit Matthias Groß in die USA, ins gelobte Land vieler Mächtigernhochschulreformer.

Ab dieser Ausgabe wollen auch wir unseren bescheidenen Teil zur Integration der Fakultät beitragen, indem wir Euch einen Mitarbeiter der Fakultät vorstellen, mit dem man in keinem Studienschwerpunkt in Kontakt gerät: Otto Lüke, Verwaltungschef der Fakultät.

Sollte jemand nun schwerpunktuell verwirrt sein, so sollte er oder sie einen Blick in die Buchrezension des Werks „Die Tugend der Orientie-

rungslosigkeit“ von Johannes Goebel und Christoph Clermont sowie von Usch Pathe (sortiert Euch die Namen selbst) werfen. Es könnte helfen!

Der Themenschwerpunkt liegt dieses Semester also auf Studiengruppen in jeder Form und Farbe. Leider nur in schwarzweiß allerdings das Titelbild: Wenngleich jede und jeder ernstzunehmende Soziologiestudierende weiß, daß man zu dritt mit ein wenig Glück schon eine Gruppe aufmachen kann, ist jedoch die menschliche Gemengelage auf unserem Titel wahrscheinlich keine der erwähnten Studiengruppen. Norbert Jacke ist dabei. Und der mußte, wie hinlänglich bekannt sein dürfte, schon vor einiger Zeit dem Studileben Adieu, Arrividerci und Gehmitgott sagen. Armer Norbert.

Das Titelbild und fast alle anderen Fotos in dieser Ausgabe entstanden beim Fakultätsfußballturnier im zurückliegenden Sommersemester, wobei hier zufällig, aber schwerpunktmäßig immer wieder die Herren Albrecht und Andreß im Bilde sind – Schwerpünktchen und Leichtanton, sozusagen.

Wir haben in dieser Ausgabe übrigens darauf geachtet, die Artikel auf einer überschaubaren Länge zu halten. Dies hat zwei entscheidende Vorteile: Zum einen werden erfahrungsgemäß Hausarbeiten eher besser, wenn sie auf das wesentliche

gekürzt und überarbeitet werden. Und zum anderen setzt dies für die geneigten Leserinnen und Leser die Schwelle herab, sich die Beiträge auch tatsächlich anzutun. Und dazu ist die Zeitschrift ja letztendlich da.

Der Schwerpunkt der nächsten Ausgabe ist auch schon beschlossene Sache: Es wird um Ethik und Moral der Wissenschaft im allgemeinen und der Soziologie im besonderen gehen. Wir wollen uns mit einigen daran anschlussfähigen Bereichen auseinandersetzen, z.B. dem Selbstverständnis der Soziologie. Studentische Beiträge zwischen 15 000 und 35 000 Zeichen zu diesem Themenbereich sind herzlich willkommen. Bitte beachtet hierzu schwerpunktmäßig auch unsere Hinweise auf Seite 73.

Wer jetzt vor lauter Schwerpunkten noch weiß, wo der eigene ist, der lehne sich entspannt zurück und genieße das Heft in seiner Hand. •

Studienlabor

Als im Frühjahr dieses Jahres die Gruppe 97 schon in ihren letzten Atemzügen lag, geschah es, daß der Mittelbau zu einer seiner Sitzungen zusammentraf. Auf der Mittelbausitzung sollte u.a. über die Qualität der Lehre gesprochen werden, und die dahinsiechende Gruppe 97 wurde eingeladen, doch zum Zwecke der Kooperation einen Vertreter oder eine Vertreterin zu dieser Sitzung zu schicken. In einer recht konstruktiven Atmosphäre wurde bei diesem Treffen gemeinsam überlegt, wie man die Überlegungen und Ideensammlungen der Gruppe 97 zur Belebung von Veranstaltungen doch noch produktiv nutzen könnte. Ganz im Sinne der Gruppe 97 kam man darin überein, ein Forum zu schaffen, durch das Ideen zur alternativen Seminargestaltung und Vorstöße in Richtung einer anderen Lern- und Studienkultur ausgetauscht und dokumentiert werden können. Besonders die Sicht der Studierenden sollte dabei im Mittelpunkt stehen (daß es praktisch nicht weit führt, wenn nur Lehrende sich mit der Qualität der Lehre befassen, ist ja ein alter Zopf). Die *sozusagen* sollte für diesen dokumentarischen Austausch das Medium sein. Zu diesem Zweck haben wir diese fortlaufende Rubrik **Studienlabor** geschaffen. In jeder Ausgabe sollen von Stunde an unter dieser Rubrik kurze Beispiele dafür gegeben werden, wie Standard-Veranstaltungen und der Standard-Scheinerwerb auch anders gestaltet und aufgepeppt werden können. Die Rubrik soll einen Erfahrungsaustausch ermöglichen, es soll also durchaus nicht nur von rundum geglückten Experimenten berichtet werden. Aus einer schlechten Erfahrung kann man ja schließlich auch eine Menge lernen, nicht wahr? Und es soll eine Rubrik sein, an der sich Lehrende und Studierende beteiligen, um eine ausgewogene Sicht der Dinge zu gewährleisten. Für den Fortbestand dieser Rubrik sind wir darauf angewiesen, daß sich immer wieder Lehrende und Studierende finden, die nicht nur von entsprechenden Veranstaltungen oder unkonventionellen Scheinkriterien berichten wollen, sondern die sich auch in Zukunft an neue Veranstaltungs- und Lernformen wagen. Vorhang auf also für ein Feuerwerk der Phantasie und für einen Blumenstrauß der guten Laune!

Sozialwissenschaftler

Öffnungszeiten

SozCafé
(L3-120)

Montag: 12 -16 Uhr
Dienstag: 12 -16 Uhr
Mittwoch: 12 -16 Uhr
Donnerstag: 12 -16 Uhr
Freitag eventuell.

An der Uni Bielefeld wird zur Zeit ein **CampusRadio** aufgebaut. Ein Sender von Studierenden für Studierende auf eigener Frequenz, der Bielefeld rund um die Uhr beschallen wird. **Mitwirkende** werden noch gesucht, und wie aus gutinformierten Kreisen verlautbarte, schreckt man auch vor Studierenden der Soziologie nicht zurück. Der **Sendestart** ist für 1999 geplant, und wer Lust hat zu organisieren, zu moderieren, sich um Technik zu kümmern oder Soziologie radioaktiv zu verpacken, der melde sich beim Uni-Funk-Büro auf **K3-109**, Tel. 106-3327.

Die **Dokumentations- und Beratungsstelle** für Afrika-, Asien und Lateinamerikaforschung (L4-126) öffnet sich dem Publikum dieses Semester **Montag bis Donnerstag jeweils 14 bis 16 Uhr.**

Frau **Konstanze Piel** vertritt ab diesem Semester bis zum Ende des Sommersemesters 2000 Herrn Glagow. Willkommen, viel Spaß und Erfolg!

Des weiteren begrüßen wir an unserer Fakultät: Frau **Vinke** (Sekretariat Herr Krahn), Frau **Steinbrück** (Sekretariat Herr Steinkamp), Frau **Lohan** (Fremdspachensekretärin in der Dokumentationsstelle für Afrika-, Asien- und Lateinamerikaforschung und international vergleichende Sozialforschung). Herzlich willkommen!

Stand des Berufungsverfahrens für die **C4-Professur „Sozialwissenschaft“**: Die Ministerin hat Frau Prof. **Birgit Geissler** den Ruf erteilt.

Am 25. 11. findet ein **Fakultätstag** zum Thema „**Qualität der Lehre**“ statt. Ziele sind die Herstellung von Transparenz über Veränderungen im Bereich von Studien- und Prüfungsordnungen herzustellen sowie die Diskussion von Evaluationskriterien für die Qualität der Lehre. Diskutiert alle mit! Massenweise Anregungen findet Ihr in diesem Heft.

Frau **Angelika Engelbert** wurde am 28. 9. zur Hochschuldozentin ernannt. Herzlichen Glückwunsch!

Auf der Fako am 21. 10. wurde Herr Prof. **Otthein Rammstedt** zum neuen **Prodekan** gewählt, nachdem unserer langjähriger Prodekan, Prof. **Wolfgang Krohn**, kürzlich zum **Rektor für Strukturplanung und Bauangelegenheiten** ernannt wurde. Herzliche Glückwünsche und erfolgreiches Arbeiten!

Herr **Alexandru Preda** wurde als neuer Mitarbeiter im Lehr- und Forschungsbereich von Frau Knorr-Cetina eingestellt. Des weiteren bekommt er am 20. 11. den **Dissertationspreis** der Westfälisch-Lippischen Universitätsgesellschaft verliehen. Herzlichen Glückwunsch und willkommen (in welcher Reihenfolge auch immer)!

Wir begrüßen Herrn Prof. **H.-P. Blossfeld** an unserer Fakultät. Herr Blossfeld trat am 1.9. die Nachfolge von Herrn Prof. Daheim in der Professur „Sozialstrukturanalyse“ an und wird am 2. 12. seine Antrittsvorlesung halten. MitarbeiterInnen in seinem Lehr- und Forschungsbereich sind Frau **Karin Kurz**, Herr **Fabrizio Bernadi** und Herr **Thorsten Sommer**; um das Sekretariat kümmert sich Frau **McIntyre**. Wir heißen die neuen Fakultätsmitglieder herzlich willkommen und wünschen einen guten Einstand.

Studienberatung im Wintersemester 1998/99

L3-127

Montag:

Frank Meier* 13:00 - 15:00

Dienstag:

C. Wehrsigg 13:00 - 15:00

Mittwoch:

H. Tyrell 12:15 - 14:00

Donnerstag:

M. Kauppert* 12:00 - 14:00

Freitag:

H. Harbach 14:00 - 16:00

* studentische Studienberatung

*Jetzt mit über 600
Filmen im Verleih!*

Medienzentrum

Fakultät für Soziologie

Raum: L 3-100

Tel.: 0521 - 106-4207

e-mail:

medienlabor@post.uni-bielefeld.de

Öffnungszeiten

(auch in der vorlesungsfreien Zeit):

Mo. & Mi.: 14 bis 17 Uhr

Di. & Do.: 9 bis 12 Uhr

sowie nach vorheriger Vereinbarung

WIR FRAGTEN OTTO LÜKE (FAKULTÄTSVERWALTUNG)

Hier seine Antworten.

Was genau ist Ihre Funktionsbezeichnung?

Leiter der Fakultätsverwaltung.

Was sind Ihre Aufgaben, bzw. was machen Sie so den ganzen Tag?

Personalangelegenheiten: Ausschreibung und Besetzung von Stellen für ProfessorInnen, wissenschaftlichen MitarbeiterInnen, nichtwissenschaftlichen MitarbeiterInnen.

Anträge auf Beurlaubungen, Forschungsfreisemester, Nebentätigkeit, Bearbeitung von Lehraufträgen.

Stellenplanführung und -bewirtschaftung.

Vorbereitung, Anmeldung und Ausführung des jährlichen Haushaltes der Fakultät, Aufgaben der Finanzautonomie.

Haushaltsangelegenheiten: Aufteilung und Verwaltung der Sachmittel für wiss. und stud. Hilfskräfte, für Exkursionen, für Reisekosten, für Sachausgaben und Investitionen. Porto und Telefon, Gastvorträge, Kolloquien;

Teilnahme an Sitzungen der Fakultätskonferenz, der Kommission für Struktur, Haushalts- und Personalangelegenheiten, etc. und „Feuerwehrmann für Probleme in der Fakultät“.

Wie lange sind Sie an der Fakultät für Soziologie? (Vielleicht einige Sätze zur Gründung der Universität und der Fakultät für Soziologie im speziellen.)

Seit dem 1. Januar 1970.

Meine persönliche Meinung hierzu ist, daß die Aufbauzeit der Fakultät /Universität - trotz aller zuweilen großen Anstrengungen - mit Reformimpuls, Gestaltungsdrang und Pioniergeist ihren besonderen Glanz hatte. Die Entwicklung der Fakultät war zwar schwierig, doch m.E. erfolgreich.

Was haben Sie vorher gemacht?

Stadtverwaltung Lünen: dreijährige Verwaltungslehre, I. Verwaltungsprüfung, II. Verwaltungsprüfung, Angestellter, Beamter.

Gesellschaft Sozialforschungsstelle Dortmund: Verwaltungsleiter.

Wie alt sind Sie? 61 Jahre.

Was halten Sie von Bielefeld?

Ich komme aus dem Ruhrgebiet. Die Mentalität ist dort anders. In Bielefeld bin ich nicht heimisch geworden. Gut gefällt mir die Umgebung von Bielefeld.

Interessieren Sie sich für Soziologie bzw. lesen Sie soziologische Literatur?

Da ich schon seit mehr als 30 Jahren in der Soziologie tätig bin, interessie-

re ich mich schon für Soziologie, und zwar insbesondere zu Forschungen über „Zukunft der Arbeit“, „Organisations- und Personalwesen“, „Gesundheit“.

Lesen soziologischer Literatur: Norbert Elias, Helmut Schelsky, Th. Adorno.

Was bedeutet für Sie Soziologie?

Gesellschaftslehre oder Veränderung der menschlichen Gesellschaft.

Wenn ich nach dem Begriff Soziologie gefragt werde, erkläre ich: „Alles, was wir beide in Ordnung finden, das können Soziologen durcheinander bringen.“

Bestehen Kontakte zu Lehrenden?

Zu den Lehrenden der 70er und 80er Jahre ja.

Was halten Sie ganz allgemein von Studenten?

Die Zusammenarbeit mit den Studierenden war gut. Probleme konnten nach Rücksprachen, Diskussionen etc. zufriedenstellend gelöst werden.

Ist die heutige Studiengeneration anders als vor 10 oder 20 Jahren?

Dies muß ich eindeutig bejahen. In den 70er und 80er Jahren gab es die Saoisten, Maoisten, Spartakisten etc. Von den Studierenden wurde nicht kommentarlos der Ausfall von Lehr-

Studienlabor

veranstaltungen und Sprechstunden, die Nichtteilnahme an Sitzungen, die Abwesenheit vom Universitätsort etc. hingenommen. Die heutigen Studierenden nehmen es zur Kenntnis, murren, und die Angelegenheit ist erledigt.

Was für Probleme treten bei Ihrer Arbeit auf?

Die zu bearbeitenden Vorgänge in der Fakultätsverwaltung werden meistens verspätet eingereicht und sollen sofort /umgehend erledigt werden. Jeder sieht seinen Vorgang als besonders wichtig /eilig an. Dadurch entstehen Druck und Hektik, und die MitarbeiterInnen der Fakultätsverwaltung werden dadurch sehr stark belastet.

Was für Bücher lesen Sie?

Deutsche und ausländische Geschichte.

Gehen Sie ins Kino? Nein.

Was wünschen Sie sich für die / Ihre Zukunft?

Daß ich einigermaßen gesund bleibe und noch schöne Reisen unternehmen kann.

Für die Fakultät: Daß alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit ihrer ganzen Kraft am geplanten SFB mitarbeiten und daß der Antrag der DFG eingereicht und auch genehmigt wird. •

Erfahrungen mit dem individuellen Essaytraining in der Veranstaltung „Grundbegriffe der Soziologie“ im Wintersemester 97/98 von Klaus-Dieter Bock, Erik Neugebauer und Julia Niemeyer

Die Sicht des Lehrenden: In der Grundbegriffe-Veranstaltung haben wir in größerem Maßstab Erfahrungen mit der Idee gesammelt, den Erwerb eines Leistungsnachweises statt wie üblich über eine Hausarbeit über die Anfertigung mehrerer kürzerer Essays zu ermöglichen. Die Unterschiede zwischen Essaytraining und Hausarbeit liegen auf der Hand. Bei Hausarbeiten erfolgt eine Rückmeldung nachträglich und oft mit großer zeitlicher Verzögerung. Essays werden im Semester geschrieben, wenn alles gut läuft - und das gelang nicht immer - nach einer Rückmeldung auf das jeweils vorher geschriebene. Die Konzentration auf Themen mit Anwendungsbezug war ein wichtiger Schritt in einer Ausbildung, die sich wesentlich auf der theoretisch/theoriehistorischen Ebene bewegt. Ein wichtiger Lernschritt war dabei, daß man nicht immer nur aufnehmen muß, sondern das Gelernte produktiv einsetzen kann, daß man Zutrauen zu den eigenen Denkfähigkeiten bekommt.

Das Verfahren sollte aber noch weiterentwickelt werden: Wer mehrere Essays zum gleichen Thema nacheinander korrigiert, bekommt nach meiner Erfahrung überraschende Anregungen, mag jedes einzelne Essay auch seine Macken haben. In dem Nebeneinander verschiedener Lösungen, eben auch Mißlungen, liegt ein Anregungspotential, das aber vorläufig nur diejenigen, die korrigieren, bekommen. Der nächste Schritt müßte daher darin bestehen, auch die TeilnehmerInnen daran partizipieren zu lassen. Anfertigen muß eine individuelle Leistung sein, in die Rückmeldung aber müßte Gruppenarbeit einbezogen werden. Erst dann hätte jenes wissenschaftsfeindliche Verschleiern von Arbeitsergebnissen in Zweiergesprächen, das ja auch bei Hausarbeiten die Regel ist, ein Ende. Vielleicht müßte dafür aber die Bereitschaft, sich in Gruppenarbeit auch zu exponieren, systematischer gefördert werden, als dies gegenwärtig der Fall ist. Durch das Essaytraining sind mir Wege zur Lösung einiger Probleme des Grundstudiums deutlich geworden. Ein Problem ist vorläufig nicht gelöst: die mit dem Essaytraining auch für die Lehrenden verbundene Arbeitsbelastung. Doch die Vorteile überwiegen nach meiner Einschätzung, auch für die Lehrenden.

Die Sicht zweier Studis: Das Essaytraining war für uns die erste Möglichkeit, soziologische Grundbegriffe nicht nur aus der Ferne, sprich: theoretisch, kennenzulernen, sondern uns auch praktisch damit zu beschäftigen. Wichtig war dabei vor allem die Kontinuität (5 Essays in einem Semester) und die damit verbundene Motivation, sowohl die Veranstaltungen regelmäßig zu besuchen als auch die vorgeschlagenen Texte zu lesen. Die anschließende ausführliche und selbständige Auseinandersetzung mit einzelnen Textinhalten hat sicherlich dazu beigetragen, die behandelten theoretischen Ansätze besser und langfristiger „abzuspeichern“. Außerdem konnten wir Verständnisschwierigkeiten und Denkfehler, die sich bei dem ein oder anderen Text zwangsläufig einstellen, durch die regelmäßig stattfindenden Essay-Besprechungen rechtzeitig erkennen und korrigieren. Das grundlegendere Verständnis, das uns im ersten Semester für einige Inhalte noch gefehlt hat, stellt sich nun im Laufe der Semester sozusagen im nachhinein ein und bestätigt immer wieder, daß die im Essaytraining behandelten Begriffe zu den wichtigsten Grundbegriffen der Soziologie gehört haben.

16.11.1998

16 Uhr, U2-113; IWT, Graduiertenkolleg: Martin Johantoberens (Bielefeld): Vorstellung des Dissertationsprojekts: Das Risiko-Management in Versicherungen

16 Uhr, C01-148; Methodisches Koll.: Joachim Brüß: Zur Erfassung von Vorurteilen bei deutschen und türkischen Jugendlichen

18 Uhr, Audi Max; Forum offene Wissenschaft: Johannes Rau: Dialog Wissenschaft und Gesellschaft im Rahmen der „Tage der Forschung“

17.11.1998

16 Uhr, T2-204; IFF-Zentrum: Ursel Sickendieck (Dresden): Psychosoziale Beratung älterer Frauen

18.11.1998

16 Uhr, U5-217; Forschungskoll. Entwicklungssoz./Sozialanthr.: Gottfried Strobl und Berta Olarte: Aspekte der Umweltproblematik und ihre Wahrnehmung in Universitäten in Peru und Chile

23.11.1998

16 Uhr, U2-113; IWT, Graduiertenkolleg: John Kleba (Bielefeld, Bremen): Regulierung der Gentechnologie in Brasilien: inszenierte Objektivierung von Risiken, bedingungslose Vorzüge der Technik

16 Uhr, C01-148; Methodisches Koll.: Dietmar Drop: Reichtum - ein soziales Problem?

18 Uhr, H14; Forum offene Wissenschaft: Prof. Dr. Helge Ritter (Techn. Fak.): Modernisierung durch Multimedia?

24.11.1998

16 Uhr, T2-204; IFF-Zentrum: Petra Lucht (Bielefeld): Von Zeitreisen, Tresoren in Los Alamos und Einsteins Neffen - Feministische Forschung über das Wissenschaftsverhältnis der Physik

27.-29.11.1998

ZiF: Gewalt, Ausprägung, Wahrnehmung und Regulierung von Gewalt in der Vormoderne

30.11.1998

16 Uhr, U2-113; IWT, Graduiertenkolleg: Ulrike Felt (Wien): Zur Relation von Wissenschaft und Politik im Spiegel der Wissenschaftspopularisierung in Tageszeitungen: Wien 1900 - 1938

16 Uhr, C01-148; Methodisches Koll.: Prof. Dr. (em.) Theodor Harder: Zu Geschlechterunterschieden bei Prüfungsleistungen

18 Uhr, H14; Forum offene Wissenschaft: Jürgen Heinrich (Stadt Bielefeld): Expo 2000: „Festivalisierung“ von Politik und Anstoß für eine nachhaltige Entwicklung?

19-22 Uhr, U4-120; Forschungskoll. Systemtheorie: Niels Werber (Bremen): Literatur und neue Medien

1.12.1998

16 Uhr, T2-204; IFF-Zentrum: Prof. Dr. Toshiko Himeoka (Japan, Marie-Hahode-Gastprofessorin): Geschlechterverhältnisse in Japan. Rückständigkeit oder Moderne?

2.12.1998

16 Uhr, U5-217; Forschungskoll. Entwicklungssoz./Sozialanthr.: Chua Beng Huat (Singapur): Taking Asia out of 'Asian' values

7.12.1998

16 Uhr, U2-113; IWT, Graduiertenkolleg: Stephan Fuchs (Charlottesville, Virginia, USA): Einführungsvortrag zum Gastwissenschaftleraufenthalt: Against Essentialism

16 Uhr, C01-148; Methodisches Koll.: Dirk Hofäcker: Einstellungen zum Wohlfahrtsstaat

18 Uhr, H14; Forum offene Wissenschaft: Prof. Dr. Meinhard Hilf (Hamburg): Steuerungsregimes für die Weltwirtschaft?

19-22 Uhr, U4-120; Forschungskoll. Systemtheorie: Silke Beck (Bielefeld): The Eye of Power: Zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik in den internationalen Verhandlungen zum Klimaschutz

8.12.1998

16 Uhr, T2-204; IFF-Zentrum: Dr. Lissjutkina Larissa (Köln): Matriarchat ohne Feminismus. Soziokulturelle und historische Rahmenbedingungen der Frauenbewegung in Rußland

9.12.1998

16 Uhr, U5-217; Forschungskoll. Entwicklungssoz./Sozialanthr.: Arnold Groh: Minimal invasive Techniken der Feldbegegnung

18 Uhr, H13; Forum offene Wissenschaft: Prof. Dr. Helmut Wilke, Prof. Dr. Wolfgang Krohn (Soz.): Die Wissensgesellschaft und das Nichtwissen - Wie lernen wir den Umgang mit Risiken?

14.12.1998

16 Uhr, U2-113; IWT, Graduiertenkolleg: Uli Siering (Bielefeld): Zwischenbericht: Über das (Wechsel)Verhältnis von Organisation, Technik und Techniknutzern am Beispiel eines Krankenhausinformationssystem

16 Uhr, C01-148; Methodisches Koll.: Holger Quellenberg: Probleme der Messung des Lebensstandards

18 Uhr, H14; Forum offene Wissenschaft: Prof. Dr. Roland Sosinka (Biol.): Innovation und Modernisierung - auch der Natur? Folgen für die belebte Mitwelt

19-22 Uhr, U4-120; Forschungskoll. Systemtheorie: Stephan Fuchs (Charlottesville, Virginia): Systemtheorie und Netzwerktheorie

15.12.1998

16 Uhr, T2-204; IFF-Zentrum: Prof. Dr. Chistiane Schmerl (Bielefeld): Wann werden Weiber zu Hyänen? Weibliche Aggressionen aus psychologisch-feministischer Sicht

16.12.1998

16 Uhr, U5-217; Forschungskoll. Entwicklungssoz./Sozialanthr.: Urs Peter Ruf: The end of slavery in Mauritania

21.12.1998

16 Uhr, U2-113; IWT, Graduiertenkolleg: Stephan Cramer (Bielefeld): Zwischenbericht: Zum Verhältnis technischer und sozialer Innovationen in der besegelten Schifffahrt des 18. und 19. Jahrhunderts

18 Uhr, H14; Forum offene Wissenschaft: Prof. Dr. Dieter Baacke (Päd.): Medienidole und Videoclips als Zitatmontage - Neue Formen der Wahrnehmung und Welterfassung in den Medien

4.1.1999

16 Uhr, U2-113; IWT, Graduiertenkolleg: Urs Staeheli (Bielefeld): Das Populäre in der Systemtheorie

6.1.1999

16 Uhr, U5-217; Forschungskoll. Entwicklungssoz./Sozialantrh.: Barbara Hoelscher: Transfer von Lebensstilkonzepten
19-22 Uhr, U4-120; Forschungskoll. Systemtheorie: André Kiersling (München): Die Reflexionstheorien und die Soziologie

11.1.1999

16 Uhr, U2-113; IWT, Graduiertenkolleg: Anke Jobmann (Bielefeld): Chemie und Gesundheit: Praxis, Konfliktlösung und Mentalität bei der Entwicklung des Arbeitsschutzes in der deutschen chemischen Industrie, ca. 1860-1945

16 Uhr, C01-148; Methodisches Koll.: Statistische Inferenz bei komplexen Stichprobenplänen

18 Uhr, H14; Forum offene Wissenschaft: Beate Weber (OB Heidelberg): Innovation und gesellschaftliche Modernisierung in den Städten und Gemeinden: Aufbruch in eine neue Zukunft

19-22 Uhr, U4-120; Forschungskoll. Systemtheorie: Roar Hagen (Troms/Bielefeld): Methodological Constructivism?

12.1.1999

16 Uhr, T2-204; IFF-Zentrum: Ruth Großmaß: Wer sind wir eigentlich? Weibliche Identität zwischen Rollenvielfalt und dem Wunsch nach einem eigenen Ort

13.1.1999

16 Uhr, U5-217; Forschungskoll. Entwicklungssoz./Sozialantrh.: Lehrforschungsgruppe: Zivilgesellschaft in Westafrika

18.1.1999

16 Uhr, U2-113; IWT, Graduiertenkolleg: Andreas Mayer (Bielefeld): Mikroskopie der Seele. Zur Fabrikation psychischer Objekte durch hypnotische, psychoanalytische und experimentalpsychologische Techniken

16 Uhr, C01-148; Methodisches Koll.: Thorsten Heien: Lisrel-Modell zur Analyse politischer Einstellungen

18 Uhr, H14; Forum offene Wissenschaft: Prof. Dr. Gudrun Lachenmann (Soz.): Kann die Zivilgesellschaft die Gesellschafts- und Geschlechterordnung in der Dritten Welt verändern?

19-22 Uhr, U4-120; Forschungskoll. Systemtheorie: Petra Gehring (Hagen): Von der Kritik der Gewalt zu ihrer Beobachtung und zurück

19.1.1999

16 Uhr, T2-204; IFF-Zentrum: Dr. Stefanie Engler (Graduiertenkolleg BI-BO-DO-E): Die Herstellung von Geschlechtsgrenzen in der Praxis

20.1.1999

16 Uhr, U5-217; Forschungskoll. Entwicklungssoz./Sozialantrh.: Alexander Horstmann: Identity politics in Southern Thailand

25.1.1999

16 Uhr, U2-113; IWT, Graduiertenkolleg: Peter Weingart (Bielefeld): Wachstum, Differenzierung und Identität: „By 2000 there

will be two scientists for every man, woman and dog”

16 Uhr, C01-148; Methodisches Koll.: Dr. Stefanie Eifler: Zur Bedeutung der einzelnen Antwortkategorien bei Ratingskalen

18 Uhr, H14; Forum offene Wissenschaft: Prof. Dr. Rainer Dollase (Psych.): Intelligente Systeme oder intelligente Menschen? - Zur Kritik der Innovation durch Organisationsentwicklung

19-22 Uhr, U4-120; Forschungskoll. Systemtheorie: Andreas Göbel (Essen): Über symbolische Generalisierung

26.1.1999

16 Uhr, T2-204; IFF-Zentrum: Dorit Heinsohn (Graduiertenkolleg BI-BO-DO-E): Feministische Wissenschaftsforschung in der Chemie

27.1.1999

16 Uhr, U5-217; Forschungskoll. Entwicklungssoz./Sozialantrh.: evtl. Mark Raper: Jesuit Refugee Service

1.2.1999

16 Uhr, U2-113; IWT, Graduiertenkolleg: Sabine Hanrath (Bielefeld): Zwischenbericht: Deutsch-deutscher Psychiatrievergleich 1945-1971

16 Uhr, C01-148; Methodisches Koll.: Prof. Dr. Andreß: Ein Leben nach Benninghaus? Neue Literatur für die Statistikausbildung

18 Uhr, H14; Forum offene Wissenschaft: Abschlußdiskussion
19-22 Uhr, U4-120; Forschungskoll. Systemtheorie: Ursula Paseiro (Kiel): Gender Studies: Geschlecht und Geld - Stereotype Semantiken

2.2.1999

16 Uhr, T2-204; IFF-Zentrum: Sylvia M Wilz (Graduiertenkolleg BI-BO-DO-E): Geschlechterverhältnis und betriebliche Reorganisation in process

3.2.1999

16 Uhr, U5-217; Forschungskoll. Entwicklungssoz./Sozialantrh.: Gerlind Schneider: Frauenökonomie zwischen Subsistenz und Marktwirtschaft

8.2.1999

16 Uhr, U2-113; IWT, Graduiertenkolleg: Silke Beck (Bielefeld): The 'Eye Of Power'? Zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik in den internationalen Verhandlungen zum Klimaschutz

19-22 Uhr, U4-120; Forschungskoll. Systemtheorie: Markus Göbel (Bielefeld): Semantische, sozialstrukturelle und diskursive Dimensionen von Exklusion

9.2.1999

16 Uhr, T2-204; IFF-Zentrum: Dr. Birgit Riegraf (Bielefeld): Die Kategorie „Geschlecht“ in der Politikwissenschaft und die Modernisierung des Staates

10.2.1999

6 Uhr, U5-217; Forschungskoll. Entwicklungssoz./Sozialantrh.: Klaus Amann: Wo Fragen ihre Grenzen haben - zur kulturalistischen Bedeutung teilnehmender Beobachtung in der Soziologie

FREIVERSUCH? – FREIVERSUCH!

Ein kleiner Erfahrungsbericht zu wiederholbaren Diplomprüfungen in der Soziologie

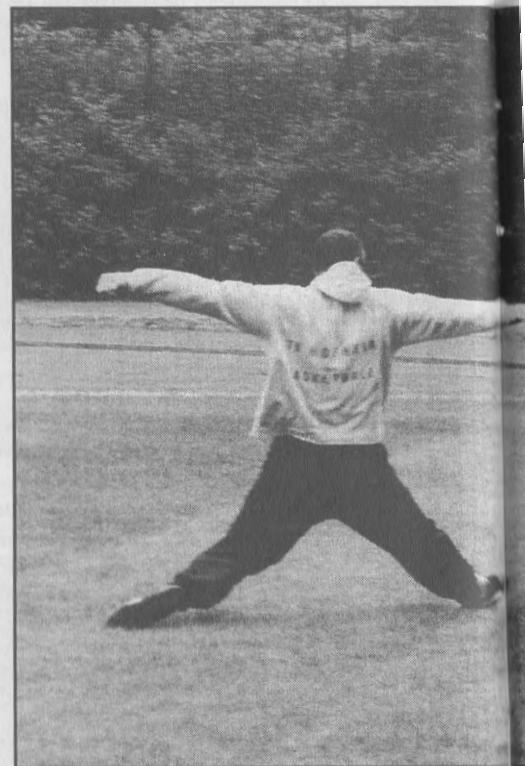
von Klemens Kleiser

Nicht nur unter Studierenden, sondern auch unter Lehrenden, Prüfenden und Beratenden herrscht in unserer Fakultät ein umfassendes Informationsdefizit bezüglich der Freiversuchsregelung. Diese neue Regelung kann das Prüfungsverfahren für uns Studierende um einiges erleichtern.

Folgende Situation stellte sich mir mehrere Male: Ich will mit einer PrüferIn ein Prüfungsthema für eine mündliche Diplomprüfung als Freiversuch absprechen, habe demnach noch nicht meine Diplomarbeit geschrieben (wie das sein kann, erkläre ich gleich). Auf die Frage der PrüferIn, welches Thema ich als Diplomarbeitsthema hatte, antworte ich: noch gar keines. PrüferIn stellt fragend fest, daß ich also mit ihr/ihm über die anstehende Diplomarbeit sprechen wolle. Die Erklärung meinerseits, ich mache erst die Prüfung und dann die Arbeit, führt zur Verwirrung der PrüferIn, ob es denn nun auch möglich sei, erst die Prüfungen, dann die Arbeit. Nein, von Freiversuch habe die PrüferIn noch nichts gehört (obwohl in einem Fall diese Person selbst über die betreffende Prüfungsordnung abstimme).

Der folgende Artikel soll ein Versuch sein, dieses Informationsdefizit unter Studis und anderen Fakultätsangehörigen zu beheben.

Nach §18a der Diplomprüfungsordnung vom 18. Februar 1997 eröffnet der Freiversuch die Möglichkeit, sowohl die Diplomprüfungen als auch die Diplomarbeit zu wiederholen, wenn diese Prüfungsleistungen innerhalb der Regelstudienzeit abgelegt werden. Wird ein Freiversuch (eine oder mehrere Prüfungen und/oder die Diplomarbeit) innerhalb der Regelstudienzeit abgelegt und man hat sie nicht bestanden, so gelten sie als nicht stattgefunden (§18a Abs. 1). Hat man die Prüfung(en) bzw. die Diplomarbeit bestanden, so können sie wiederholt werden, mit dem Ziel, eine bessere Note zu erreichen (§18a Abs. 5). Im Klartext bedeutet dies, daß die bereits erreichte Note bestehen bleibt. Diese Note kann nur verbessert, jedoch keinesfalls verschlechtert werden (§18a Abs. 6). Als Freiversuch können alle vier Diplomprüfungen und die Diplomarbeit oder je nach Wunsch nur einige Prüfungen mit oder ohne Diplomarbeit unternommen werden. Die noch verbleiben-



den Prüfungen/Diplomarbeit sowie die Wiederholungsprüfungen werden dann zu einem späteren Regeltermin nachgeholt.

In meinem Fall habe ich alle vier Diplomprüfungen, nicht aber die Diplomarbeit als Freiversuche angemeldet und diese vor der Diplomarbeit abgelegt, so daß ich sie im Falle einer Wiederholung (wegen Nichtbe-

stehens oder wegen Notenverbesserung) im regulären Termin nach der Diplomarbeit hätte wiederholen dürfen. Die Diplomprüfungen als Freiversuch unterliegen keinen regel-

und hatte mich im Prüfungsamt angemeldet. Mit der Anmeldung von vier Prüfungen schlägt man dem Prüfungsamt zwei PrüferInnen vor, zwei andere werden zugeteilt (es

müssen mindestens zwei ProfessorInnen dabei sein, alles wie beim Verfahren ohne Freiversuch). Nach der Zuteilung dieser zwei PrüferInnen hatte ich mit diesen Termine im Juni und Juli ausgemacht, an denen die Prüfungen stattfinden - hätte aber auch problemlos spätere Termine vereinbaren können. Die Diplomarbeit mit eventuell anschließenden

der Regelstudienzeit stattfinden. Regelstudienzeit in Soziologie (neue Prüfungsordnung) ist neun Semester plus ein Semester Diplomarbeit, d.h. zehn Semester! Freiversuche müssen innerhalb der Regelstudienzeit, d.h. spätestens bis Ende des 10. Semester stattfinden (aber nur die Prüfungen, die als Freiversuch angemeldet werden, die restlichen (Wiederholungs-) Prüfungen und die Diplomarbeit - wenn sie nicht als Freiversuch angemeldet wird - können außerhalb der Regelstudienzeit stattfinden). Nicht auf die offizielle Studienzeit angerechnet werden:

- 1.) Auslandssemester (ob für diese Urlaubssemester beantragt wurden oder nicht - in letzterem Fall müssen Leistungsnachweise erbracht werden),
- 2.) Mutter-/Vaterschaft und Krankheit, sowie
- 3.) Gremienarbeit (§18a Abs. 2, 3).

In meinem Fall konnte ich von meiner Semesterzahl zwei Semester ERASMUS-Studienaufenthalt in Paris und zwei Semester AStA-Mitarbeit abziehen lassen. Erfahrungsgemäß können Freiversuche von den meisten Studis in Anspruch genommen werden, denn - wie bereits ausgeführt - innerhalb der zehn Semester Regelstudienzeit müssen nur die selbst gewählten Freiversuche unternommen werden und nicht alle Prüfungen (auch nicht die Diplomarbeit)!

Die Vorteile des Freiversuchs liegen



ten Terminen, d.h. sie können je nach zeitlichem Wunsch unternommen werden. Dann werden mit den PrüferInnen individuelle Termine abgesprochen. In meinem Fall war ich Ende Februar mit der letzten Hausarbeit fertig und habe Anfang März mit der Suche nach Prüfungsthemen und PrüferInnen begonnen. Im Mai hatte ich alle Formalien zusammen

Wiederholungsprüfungen finden zu einem kommenden - von mir gewählten- Termin (ab 15. Januar oder 15. Juni 1999) statt.

Voraussetzungen für Freiversuche ist die übliche Zulassung zur Diplomprüfung (§18): alle Leistungsnachweise, Praktikumsnachweise und Lehrforschung müssen erbracht sein. Die Freiversuche müssen innerhalb

auf der Hand:

1.) flexiblere Zeiteinteilung, denn Freiversuche sind nicht an die starren Zeiträume ab Juni bzw. ab Januar gebunden. Außerdem kann der Zeitraum zwischen zwei Freiversuchen individuell kürzer oder länger geplant werden.

2.) Freiversuche sind Prüfungen ohne Risiko, denn Freiversuche können wiederholt werden und bei der Wiederholung kann das Ergebnis nicht schlechter sein als das Ergebnis des Freiversuchs (was bei mir die Nervosität senkte).

Wird ein Freiversuch wiederholt, so kann die PrüferIn nicht gewechselt werden. Beim Prüfungsamt muß für die Wiederholungsprüfung ein anderes Thema angemeldet werden als für den ersten Freiversuch. Freiversuche können nur einmal angemeldet werden, d.h. es muß bei der Anmeldung entschieden werden, welche Prüfungen man als Freiversuch machen will. Danach können keine Freiversuche mehr angemeldet werden. (Kleiner Tip: zu viele Prüfungen anmelden ist besser als zu wenige, denn Prüfungen können abgesagt werden bzw. man fällt unvorbereitet durch — sie gelten dann ja als nicht stattgefunden).

Für Fragen diese Freiversuche betreffend könnt Ihr Euch an das kompetente und hilfsbereite Prüfungsamt (Frau Müller) oder Eure freundliche (aber in puncto Freiversuch noch nicht so erfahrene) Studienberatung

wenden. Ich kann allen, die sich am Ende ihres Studiums befinden, den Rat geben, die Re-

gelungen des Freiversuchs zu nutzen. •

Studienlabor

Themenorientiertes Arbeiten — ein Mythos?

von Stefan Wörmann

Im Wintersemester 97/98 veranstaltete Franz-Xaver Kaufmann ein Projektseminar mit dem Titel „Um- oder Abbau des Sozialstaates? Ideologien, Strukturen und Praxis“. Als Quellentext für das Seminar schlug Herr Kaufmann das „Wort des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland“ vor. In dieser Schrift wird aus kirchlicher Perspektive die gegenwärtige Diskussion um den Ab- oder Umbau des Sozialstaates skizziert und eine kircheneigene Position dargestellt. Das Positionspapier wurde ergänzt durch a) die Vorentwürfe zu diesem ökumenischen Papier und b) durch zahlreiche Diskussionsbeiträge zu den diskutierten Themen, die im Rahmen eines sogenannten Konsultationsprozesses mit allen möglichen gesellschaftlichen Gruppen vor der Erstellung der Endfassung gesammelt wurden. Die Diskussionseingaben waren auf einer CD-ROM zusammengestellt, von der Herr Kaufmann gleich einen ganzen Seminarsatz besorgte. Die AutorInnen dieser Diskussionsbeiträge vertraten recht unterschiedliche Interessen: Neben unterschiedlichen Stimmen aus den kirchlichen Lagern, Vertretern der politischen Lager sowie den Arbeitgebern und Arbeitnehmern kamen auch Einzelpersonen zu Wort.

An dem Projektseminar nahmen nur fünf Personen teil, die sich untereinander schon einigermaßen gut kannten und alle auch schon mehrere Veranstaltungen bei Kaufmann besucht hatten. Diese Umstände und die Tatsache, daß in dem Seminar sehr intensiv an einem gemeinsamen Projekt gearbeitet wurde machten das Seminar zu einem regelrechten Privatissimum, mit Sitzungen bis spät in die Nacht etc. Die ersten drei Treffen des Seminars wurden dafür genutzt, gemeinsam zu überlegen, was mit dem Textmaterial überhaupt gemacht werden sollte (Das Zielbestimmung überließ Herr Kaufmann dem Seminar selbst). Die TeilnehmerInnen sollten schließlich anhand bestimmter Einzelthemen (Generationenvertrag, Solidarität etc.) gesellschaftliche Diskurse und Positionen anhand der Quellen und weiterführender sozialwissenschaftlicher Literatur herausarbeiten und die (Zwischen)Ergebnisse in mehreren Work-in-progress-Referaten vorstellen. Die Fähigkeit, zwischen den Zeilen offizieller Stellungnahmen zu lesen sowie zu erkennen, welche inhaltlichen Aspekte im Laufe des Entstehungsprozesses des Wortes der beiden Kirchen pointierter dargestellt wurden oder verschwanden, wurde ebenso beansprucht wie das gewohnte Bearbeiten wissenschaftlicher Literatur. Hinzu kam, daß das Arbeiten mit den Diskussionsbeiträgen auf CD-ROM die computertechnischen Kenntnisse der SeminarteilnehmerInnen erweiterte - mit Ausnahme des Dozenten („Also, ich bin da absolut kein Fachmann.“). Kaufmann konnte dieses Defizit jedoch locker durch Einblicke in das Geschehen hinter den Kulissen kompensieren, da er als wissenschaftlicher Berater der katholischen Seite während des Entstehungsprozesses fungiert hatte. Endlich einmal ein Seminar, in dem zu einem aktuellen Thema theoretische Überlegungen, empirische Quellenarbeit und eigene Interpretation verbunden wurden.

STUDIENGRUPPEN

Inhalt

ESSAYS

Daniel Tech
Dimensionen des Populären
S. 16

Asymmetrische Geschlechterkultur S. 19

Frank Meißner et al.
unfuG - Studieren als Projekt
S. 28

Feministische Philosophie S. 27

Von Alfred Schütz zu Erving Goffman S. 34

Henning Brand, Thomas Danell,
Nora Geresch, Stefan Mosemann:
Gemeinsam Soziologisieren
S. 36

Max Weber S. 41

Repräsentationen des Fremden S. 48

Interview mit Franz-Xaver Kaufmann
*„Die Welt ist größer, als daß sie
in einem Kopfe Platz hätte“*
S. 49

Sozialpolitik S. 51

ABSTRACTS



DIMENSIONEN DES POPULÄREN

von Daniel Tech

populär lat. (volkstümlich; beliebt; gemeinverständlich)

Ich möchte in diesem Essay der Frage nachgehen, wie etwas, was es immer gab, zu etwas werden konnte, was sich täglich neu erfindet. Oder anders ausgedrückt: wenn „populär“ zu übersetzen ist mit „volkstümlich“, „beliebt“ oder „gemeinverständlich“, weshalb dann heute das ganze Geschrei um „Pop“? Warum plötzlich all die vielen Bücher, Filme und (akademischen) Diskurse über ein Phänomen, das es gibt, seit Menschen in Höhlen Bilder an die Wände malen? Kein Mensch wäre je auf die Idee gekommen, zumindest damals nicht, Jesus von Nazareth, Walther von der Vogelweide oder Shakespeare aus Stratford-upon-Avon in den Rang eines Popidols zu heben, obwohl man ihnen zu ihrer Zeit eine gewisse Popularität sicherlich nicht absprechen konnte. Als Entschädigung dafür fristen heutzutage zwei der oben genannten ein Dasein als periphere Popidole (gemeint sind übrigens Jesus und Shakespeare). Es mutet schon komisch an, wenn Persönlichkeiten aus vergangenen Zeiten, gerade in unserer modernen, ja modernistischen Zeit präsenter sind als in je zuvor. Dies

legt den Schluß nahe, daß etwas zu „Pop“ gemacht wird, bzw. in (all)gemeinverständliche Termini übersetzt wird, damit das „Volk“¹ Zugang erlangen kann.

Sollte das „Volk“ bei diesen Prozessen eine entscheidende Rolle spielen? Schließlich scheint es das Volk zu sein, das das „Populäre“ zu dem macht, was es ist.

Es bleibt die Frage: Weshalb erfreut sich also „Pop“ gerade heute einer solch großen Popularität? Oder anders: warum prangt der Lateinamerikaner Che Guevara² auf T-Shirts in Ostwestfalen-Lippe, obwohl die wenigsten T-Shirt-Träger Kuba, Angola oder Bolivien und wahrscheinlich nicht einmal OWL zu befreien gewillt sind? Um diese Frage befriedigend beantworten zu können, bietet es sich an zu fragen, was es immer gab und was es Neues gibt.

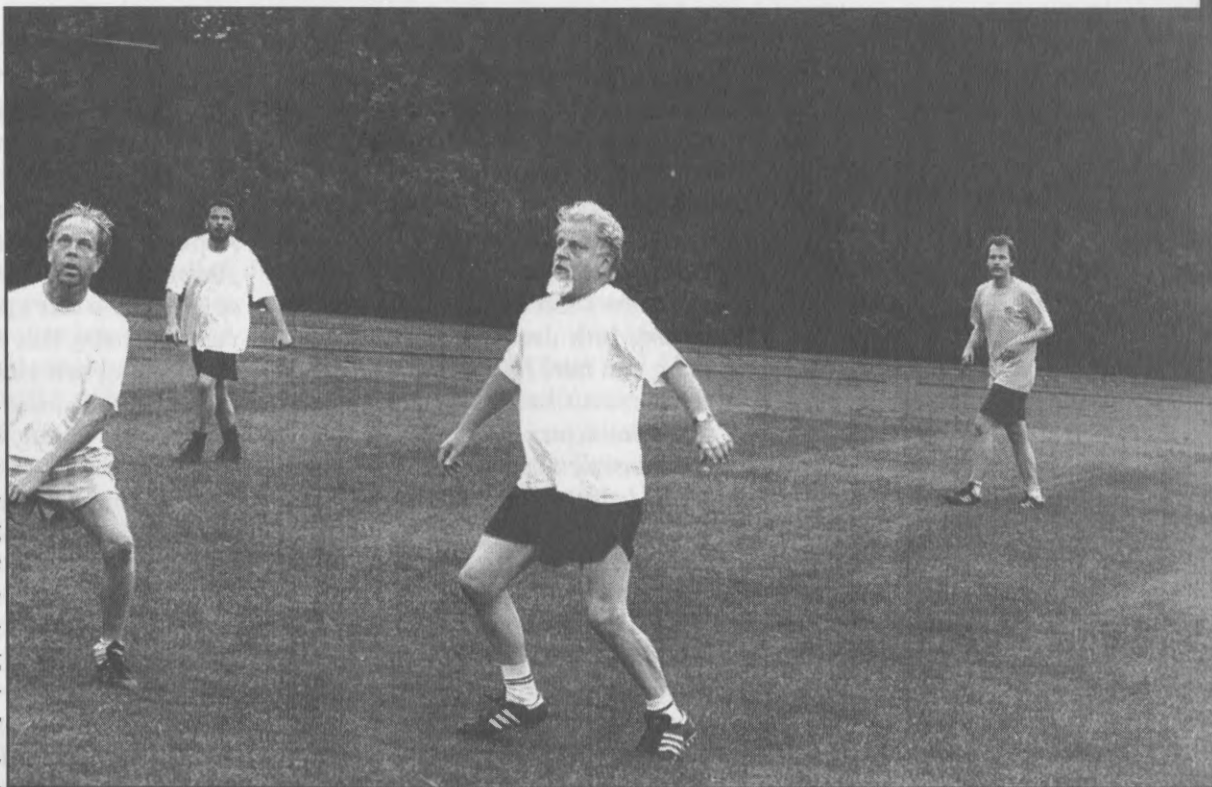
„Pop“ denkt natürlich Kultur als Folie immer mit. Ich hoffe, daß diese Aussage an dieser Stelle nicht zu spät kommt. Viel entscheidender ist die Tatsache, daß der Mensch in seiner Existenz nichts anderes ist als ein Lebewesen, das (kollektiv) etwas hervorbringen kann, was gemeinhin als Kultur bezeichnet wird. Die Anla-

ge zu dieser Fähigkeit unterscheidet uns also vom Tier, denn der Mensch und seine Geschichte beginnt, als er beginnt, sich den folgenden Generationen durch Bilder, Sprache und Werkzeuge mitzuteilen und weiterzugeben. Er wird sich seiner in diesem Prozeß bewußt, sagt „ecce homo“. Der Schritt vom Affen zum Menschen ist damit getan. Dieser Prozeß muß allerdings wechselseitig gedacht werden. Kultur, oder seine Einzelteile, *machen* den Menschen von einer rein biologischen Gattung zum Kulturwesen. Ein Teil dieses kulturellen Prozesses, wahrscheinlich der neueste, läßt sich wohl als „Popkultur“ beschreiben.

Wenn „Pop“ also eine spezielle Ausprägung von Kultur meint, gleichzeitig aber nicht viel mehr bezeichnet, als daß etwas „beliebt“ ist, scheint die „Popkultur“ in einem nicht lösbaren Verhältnis zu unserer heutigen *modernen* Gesellschaft zu stehen. Die Tatsache, daß wir erst seit, je nach Definition, fünfzig bis siebzig Jahren von „Pop“ reden, ist hierbei nicht ausschlaggebend. Seit dem Beginn der Moderne, ich möchte hier in diesem Zusammenhang aus plausiblen Gründen ganz bewußt die Französische Revolution

als Datum setzen, erkämpfte sich das „gemeine“ Volk Stück für Stück immer größer werdende Bereiche der Kulturproduktion und ebenso der Kulturrezeption. (Die Kulturrezension blieb allerdings interessanterweise hinter dieser Entwicklung zurück.) Die Masse der Bevölkerung wurde gleichzeitig Subjekt und Objekt oder Sender und Empfänger, ganz nach theoretischen Präferenzen.

Der von mir in diesen ersten Zeilen angerissene Zusammenhang von Kultur, im speziellen „Popkultur“, und „Volk“, im speziellen der *modernen* Gesellschaft, stellt die Basis dar, von der aus man weitere Überlegungen anstellen kann. Vielleicht läßt sich dann am Ende dieser Ausführungen etwas klarer sehen.



„High/low“ oder: Vorsicht! Starkes kulturelles Gefälle

Wenn von Kultur die Rede ist, dann weiß man nicht erst seit Bourdieus *Habitus*³, daß der Spaß jetzt aufhört. Mittels Kultur wird die soziale Hackordnung ausgehandelt oder auch erkämpft. Kultur scheint somit alles andere zu sein als ein weitgehend homogenes Feld, auf dem die Menschen nach hartem Tagewerk friedlich miteinander interagieren und Zerstreuung suchen. Diesen

Eindruck kann man allerdings manchmal gewinnen, wenn z.B. davon geredet wird, daß das kulturelle Angebot einer Stadt mit seinen Theatern, Museen oder zoologischen Gärten⁴ verglichen mit der Einwohnerzahl doch ganz ansehnlich sei und für jeden doch etwas dabei wäre. Kein Grund zur Beschwerde also? Ganz so einfach ist dann wohl doch nicht. Am Beispiel der „populären“ Musik will ich versuchen, einige Fallstricke näher zu beleuchten. Dieser Gegenstand bietet den Vorteil, daß einerseits reichlich Literatur

vorhanden ist und daß die meisten Menschen mit Musik eher vertraut sind als z.B. mit Malerei oder Literatur.

„Populärmusik: der Begriff schon signalisiert Berührungsangst. Wuchet nicht den Gegenstand, aber zumindest seinen Betrachter hoch auf jenes Plateau Latinisme, auf dem hierzulande Wissenschaftlichkeit haust.“ (Miller 1978)

„Popmusik“, respektive „Rockmusik“ sind Begriffe, mit denen gemeinhin jeder problemlos umzugehen versteht. Das meiste, was so Tag für Tag in Funk und Fernsehen über den Äther geht, wird dieser Musikrichtung zugeschrieben und niemand scheint ernsthafte Probleme damit zu haben. Allerdings fragt man sich, welche Kriterien angelegt werden, um dieses oder jenes Musikstück unter diesem Label zu subsumieren; schließlich fällt auf, daß zumindest beim ersten Hinhören die Stücke sehr unterschiedlich daher kommen. Daraus ergibt sich eine weitere Frage: wie unterscheidet man zwischen „Popmusik“ und „Nicht-Popmusik? Diese Fragen sind sicherlich von unterschiedlichen Positionen beantwortbar. Die Musikwissenschaft hat als Disziplin natürlich ein anderes Handwerkszeug und auch ein anderes Forschungsinteresse als die Soziologie. Ich will an dieser Stelle versuchen, soziologisch relevante Antworten zu geben, aber auch viel-

leicht einen Blick dafür zu haben, welche Rolle die Musikwissenschaft in diesem Zusammenhang spielt.

Bleibt die Frage nach dem „Warum Popmusikforschung?“⁵ Soziologisch befriedigend beantworten kann man dies, so glaube ich, mit den Worten Peter Wickes⁶:

„Vielmehr steckt in dieser Auseinandersetzung [mit der Popmusik, Anmerkung von mir] ein Stück Gesellschaftsanalyse, die Chance zum Blick auf das von Sehnsüchten, Hoffnungen, Trieben und Illusionen bewegte Innenleben moderner Industriegesellschaften.“

Ich möchte an dieser Stelle nicht noch einmal in sprachliche Spitzfindigkeiten verfallen, um die Bedeutung des Wortes „populär“ zu klären. Auf ähnlich dünnes Eis begibt man sich übrigens, wenn die anderen Musikformen, wie z.B. „ernste Musik“ oder „Volksmusik“ definitiv in den Griff bekommen will. Auch hier möchte ich John Shepherd bemühen:

„Wenn die Begriffe ‘Volksmusik’, ‘populäre Musik’ und ‘ernste Musik’ als Teil der lebendigen Sprache unpräzise und mehrdeutig sind, dann sollten sie im vollen Bewußtsein, warum das so ist, in dieser Form belassen werden. Versuche, mögliche Konfusionen dadurch zu vermeiden, daß man präzise Definitionen anstrebt, haben nur zur Folge, die viel grundlegendere Frage nach den sozialen und kulturellen Bedeutungen zu verdrängen, die diese Musikformen für

diejenigen sozialen Gruppen besitzen, die sie hervorbringen.“⁷

Also, man sollte sich vorerst die genauen Definitionen schenken und statt dessen Überlegungen anstellen, welche durchaus unterschiedlichen Aspekte im Zusammenhang mit „Popmusik“ überhaupt eine Rolle spielen. Wie ich zuvor anzudeuten versucht habe, läßt sich „Pop“ nur in Verbindung mit einer modernen Industriegesellschaft denken. „Pop“ nimmt also Bezug auf gewisse Elemente von modernen Gesellschaften. Welche könnten dies sein und warum sind gerade sie es?

Man kann sich die Sache einfach machen. Adorno⁸ und auch gewisse Strömungen der Cultural Studies⁹ rekurrieren in diesem Zusammenhang immer wieder auf die Arbeiterklasse, die als Figuration das Publikum für Popmusik bilden soll. Ihr gegenüber steht dann konsequenterweise die bürgerliche Gesellschaft als Publikum für ernste Musik.

Diese Behauptung scheint gerade in der heutigen durch Individualisierung geprägten Zeit, in der alle Klassen- und Schichtmodelle langsam aber sicher zu Grabe getragen werden, obsolet.

„Auf Massenmärkten wird ‘populär’ mehr oder weniger zum Synonym für Arbeiterklasse. Und das ist nirgends offensichtlicher als am Gebrauch des Begriffs populäre Kultur.“¹⁰

Es scheint, als hätte sich heute die

Einsicht durchgesetzt, daß dieser reduktionistische Kurzschluß die immense Komplexität und Pluralität moderner bzw. postmoderner Gesellschaften nicht hinreichend erklären kann. Die These, daß populäre Musik also die Musikpraxis des Proletariats in modernen kapitalistischen Industriegesellschaften sei, läßt sich schon deswegen nicht aufrechterhalten, weil eben dieses Proletariat zwischenzeitlich abhanden gekommen ist. Dies liest sich etwas theoretischer formuliert bei Richard Middleton so:

„... das musikalische Feld und die soziale Klassenstruktur verkörpern in jedem geschichtlichen Moment unterschiedliche 'Topographien' des sozialen und kulturellen Raumes, die, obwohl sie nicht eindeutig isoliert voneinander sind, dennoch nicht aufeinander reduziert werden können.“¹¹

Wenn die Annahme stimmt, daß wir heute kein klassisches Proletariat mehr vorfinden, wäre die logische Schlußfolgerung: Ohne Arbeiterklasse keine Popmusik! Dem ist aber offensichtlich nicht so. Pop auf allen Kanälen.

Man kommt also weder mit der überaus fraglichen Dreiteilung in Pop-, Volks- und ernste Musik noch mit der Arbeiterklasse wesentlich weiter. Ich will damit nicht sagen, daß diese Faktoren keinerlei Rolle spielen. Sie scheinen jedoch für die heutige Erscheinungsform von „Pop“ keine entscheidende Rolle

mehr zu spielen.

„Populäre Musik kann nicht als musikalisches Genre oder als Gruppe von Genres definiert werden. [...] Populäre Musik ist als Begriff nicht vermittelt inner-musikalischer Analyse zu definieren...“¹²

Des öfteren tauchte in den etwas holperigen Definitionsversuchen neben dem Begriff „Klasse“ der ähnlich klingende Begriff „Masse“ auf. Vielleicht kommen wir an dieser Stelle weiter. Zwar bezog sich „Masse“ zu meist auf die spezifische Eigenart kapitalistischer Konsummärkte des 20. Jahrhunderts, doch kann man wohl davon ausgehen, daß ein Massenmarkt auch einer Masse Menschen bedarf, damit es zu Massenkonsum kommt.

Wir kommen mit der Einführung des Begriffes „Masse“ (statt „Klasse“) weg von einem stratifizierten Gesellschaftsbild und einer damit zusammenhängenden Kulturproduktion. Und wir kommen zu der Feststellung, daß „Popmusik“ im Gegensatz zu anderen Musikformen immer Industrie und Marktbeziehungen impliziert.

„...populäre Musik ist typisch für solche Gesellschaften, die eine relativ hoch entwickelte Teilung der Arbeit und eine deutlich ausgeprägte Trennung von Produzenten und Konsumenten aufweisen, in denen kulturelle Produkte im wesentlichen von professionellen Produzenten geschaffen, auf Massenmärkten verkauft und durch Massenmedien reproduziert

In der Fakultät für Soziologie läuft zur Zeit ein Forschungsprojekt von Prof. Dr. Ursula Müller zum Thema „Asymmetrische Geschlechterkultur an der Hochschule“. Das Projekt beschäftigt sich mit der Problematik, daß der Anteil von Frauen an der Uni mit zunehmendem Statusgrad abnimmt. Es wird versucht, die Prozesse und Mechanismen aufzuspüren, die diese asymmetrische Geschlechterkultur produzieren und zementieren.

Gleichzeitig sollen aus den Untersuchungen Perspektiven für eine stärkere weibliche Präsenz im Wissenschaftsbetrieb evaluiert werden.

Wir als Studentinnen und Teilnehmerinnen der Projektbegleitgruppe wollen das Forschungsprojekt und seine Zwischenergebnisse im Rahmen einer Studiengruppe vorstellen und diskutieren. Darüber hinaus kann die Perspektive durch die Diskussion zwischen Studierenden erweitert werden, um eine Verknüpfung zwischen Unistruktur und Selbstwahrnehmung, zwischen Theorie und Erfahrung zu ermöglichen. Weitere Themen können sein: Redeverhalten, symbolische Ordnung, informelle Strukturen, 'Auswahlkriterien' für die Förderung wissenschaftlichen Nachwuchses etc. Die Themen können je nach Bedarf ergänzt und variiert werden. Ansprechpersonen: Marion Haas, Simone Wörmann

Erste Treffen: 20/10/98, 16 Uhr, U2-147

BetreuerInnen: Müller (Soz.), Strohner, Beressem (LiLi), Dausien (Päd.)

scheinfähig für: Soz, LiLi, Päd
voraussichtlich scheinfähig für: Anglistik, Phil, Psych.

werden."¹³

Das soll natürlich nicht heißen, daß Mozart-Platten nicht schon immer verkauft wurden oder daß Carl Orff für sein Schaffen nicht entlohnt wurde. Es kommt vielmehr auf den Verwertungszusammenhang an, der sich quasi auf einer Massenebene fortpflanzt. Auf der künstlerisch-kreativen Ebene unterscheiden sich die Musikformen nur marginal. Der oder die Künstler sitzen in ihren Räumen und komponieren bzw. musizieren, ob mit Geige, Klavier oder E-Gitarre. Entscheiden wird die sich daran anschließende Verwertung. Das kulturelle Gut, Musikstücke verschiedenster Art, wird über ein ausgeklügeltes System produziert und promotet. Im Regelfall kommt es zu einem Wechselspiel von Radioeinsätzen, Fernsehauftritten, Videoproduktion, CD-Produktion, Plattenrezensionen und Tourneen. Zusätzlich bringt man in manchen Fällen T-Shirts, Poster, ja sogar Autos auf den Markt („Golf Bon Jovi“). Dieser „Popprozeß“ ist so alltäglich, daß er als Ganzes fast nicht mehr zu erkennen ist.

Allerdings fällt nicht erst seit den „Drei Tenören“ auf, daß sich dieser oben beschriebene Prozeß nicht auf eine spezifische Weiterentwicklung von Rock'n'Roll-Musikformen beschränkt. Mittlerweile kommt nahezu jede Musikform in den „Genuß“ einer solchen kapitalistischen Kulturverwertung.

Daraus ergibt sich für mich die Schlußfolgerung, daß sich bei einer durch zunehmende Individualisierung auflösenden Klassen- oder Schichtstruktur auch die alte Leitunterscheidung zwischen ernster und populärer Musik auflöst bzw. nach anderen Kriterien getroffen werden muß. Es scheint, daß über die Marktvermittlung entschieden wird, ob etwas „populär“ ist oder nicht. Prinzipiell ist dabei die Art der Musik nicht entscheidend. Allerdings wird unter dem Gesichtspunkt der Kompatibilität deutlich, daß es Musikformen gibt, die sich eher als „Pop“ eignen als andere. Kompatibilität meint hier die Chance, dem Massengeschmack oder Mainstream zu entsprechen. „Pop“ ist also nichts anderes als das, was (prinzipiell) allen gefällt bzw. allen gefallen könnte. Es gibt in diesem Sinne also nichts, was von Natur aus „populär“ wäre. Die Entscheidung fällt zwischen der Einschätzung über die Kompatibilitätschancen und der Erfüllung dieser Einschätzung auf dem Markt.

„Pop“ bekommt somit aus der Perspektive einer mit hehren kulturellen Kriterien arbeitenden Kulturkritik immer einen schalen Beigeschmack. Was allen gefällt, kann nicht wertvoll sein. Der Erfolg auf der ökonomischen Ebene führt in vielen Fällen dazu, populären Musikstücken ihren kulturellen Gehalt abzusprechen. Aber genau an diesem Punkt liegt das Geheimnis von „Pop“. Erst wenn

die Musikstücke weitgehend entkulturalisiert werden, das heißt, wenn sie von spezifischen Bedeutungszusammenhängen freigemacht worden sind, ist Massenkompabilität gegeben. Es kommt quasi zu einer Universalisierung. „Pop“ wird zu einem „melting pot“, aus dem sich jeder seine Versatzstücke herausnehmen und sie neu zusammenfügen kann. Dieser „melting pot“ speist sich aus anderen kulturellen Bereichen, die bestimmten Zugangsbeschränkungen unterliegen. Solche Bereiche können Subkulturen oder auch ethnische Gruppen sein. Diese bedienen sich wiederum aus diesem schier unerschöpflichen Reservoir. „Pop“ bezeichnet also einen komplexen kulturellen Prozeß auf einer ebenso komplexen sozio-ökonomischen Basis.

(Sub)Pop: zur kulturellen Praxis

Wir haben verstanden: Pop ist ein Universum und gleichzeitig ein Selbstbedienungsladen. Obwohl scheinbar alles vom Mainstream angesaugt wird und am Ende nur noch ein großer Kulturbrei übrig zu bleiben scheint, fühlen wir uns persönlich doch meistens verdammt individuell. Man fragt sich sowieso, wie kulturelle Universalisierung bei gleichzeitiger Individualisierung funktionieren soll.

Man könnte die These vertreten, daß erst die Tendenz zur Vereinheitlichung, zur Vermassung, die Gegenreaktion der Individualisierung ausgelöst hat. Dieser Prozeß hat in seiner Konsequenz das oben beschriebene Ende einer Klassen- oder Schichtgesellschaft bewirkt. Die sozio-ökonomischen Determinanten gesellschaftlicher Stellung sind in ihre Bedeutung mindestens ergänzt worden durch kulturelle Aspekte. Der Bourdieusche Terminus „kulturelles Kapital“¹⁴ versucht hier sogar die scheinbare Trennung kultureller Werte von „hartem“ ökonomischen Kapital aufzuheben.

Eine solche Entwicklung ist natürlich nur in westlichen Wohlstandsgesellschaften denkbar, in denen eine weitgehende ökonomische Absicherung besteht und der tägliche Kampf ums Überleben abgelöst worden ist durch den täglichen Kampf um Sinngebung der eigenen Existenz.

Der Begriff „Individualisierung“ suggeriert allerdings, daß der Einzelne dabei am Ende als Bezugspunkt übrig bleibt und alle anderen Gruppenbildungen verschwinden. Genau dies tritt jedoch nicht ein, der Mensch bleibt trotz aller Veränderungen in erster Linie ein soziales Wesen, das nur mit anderen zusammen genug Halt in dieser Welt findet.

Es bilden sich also gesellschaftliche Gruppierungen, die eine gemeinsame kulturelle Praxis teilen. So neu ist

dieser Gedanke natürlich nicht. Max Weber¹⁵ unterschied schon zwischen Klassen und Ständen. Klassen bilden sich demnach vor dem Hintergrund

wichtig.

Wie bilden sich also Gruppierungen, die ihre Existenz auf kulturellen Praktiken gründen? Welche Mecha-



von Produktion. Stände hingegen bilden sich auf der Basis von Konsumtion. Dadurch teilen ihre Mitglieder eine spezifisch geartete Lebensführung. Allerdings trägt dieses Ständekonzept heute nicht mehr, da die mit ihnen zusammenhängenden Privilegien weggefallen sind.

Der Begriff der „Lebensführung“ ist zum Verständnis heutiger gesellschaftlicher Strukturen nach wie vor

nismen wirken in einem solchen Prozeß?

Zur Beantwortung dieser Fragen sei an dieser Stelle auf den Essay „Cultural Studies“¹⁶ innerhalb des von der Studiengruppe erstellten Readers verwiesen.

Ich möchte mich statt dessen der Frage zuwenden, wie bestimmte kulturelle Güter der Popkultur vor dem

Hintergrund weitgehender Kommerzialisierung ästhetisch bewertet werden. Trotz aller Universalisierung durch den oben beschriebenen „Pop-Prozeß“ wird von verschiedenen Standpunkten versucht, sich mit bestimmten ästhetischen Schlüsseln einen ganz eigenen Reim aus der Sache zu machen.

Ging es zuvor darum, die alte high-low-Unterscheidung der Kulturkritik und ein damit zusammenhängendes elitäres Kulturverständnis zu Grabe zu tragen, soll es nun darum gehen, wie aus einer subjektivistischen Perspektive weiterhin Unterscheidungen bezüglich der ästhetischen Natur kultureller Güter möglich, ja sogar zwingend sind.

Wie Simon Frith¹⁷ treffend bemerkt, scheint die Soziologie dazu verdammt, sich jeglicher Beschäftigung mit ästhetischen Theorien enthalten zu müssen und statt dessen auf die Erklärung gesellschaftlicher Bedingungen der Produktion und Konsumtion populärer Musik beschränkt zu bleiben. Andersherum gilt es als Sakrileg, wenn man aus dieser Perspektive ernste Musik zu deuten versucht. Ästhetik bleibt somit ein exklusives Merkmal von ernster Musik.

Es wird deutlich, daß sich hinter dieser Auffassung die alte elitäre Trennung von Hoch- und Populärkultur verbirgt. Nun sollte die Soziologie sich nicht vor diesen Karren spannen lassen und die disziplinäre und dis-

ziplinierende Trennung von Musikwissenschaft und Sozialwissenschaft überwinden.

Der Kurzschluß, daß „Pop“ kommerziellen Regeln folgt und sich deshalb aus dem ökonomischen Erfolg der Wert eines Musikstücks bemessen läßt, verkennt den Umgang des Publikums (im Gegensatz zu den Konsumenten) mit Musik. Gerade im „Pop“ spielt die Bewertung eine große Rolle, da die Eigenarten der Musik es geradezu herausfordern. Das Fehlen jeglicher „objektiver“ Standards zur Qualitätsmessung führt zu einem dauernden Streit innerhalb des Publikums über den Wert dieses oder jenes Musikstückes. Ein solches Bewertungsraster bedient sich hauptsächlich des Begriffs „Authentizität“. In den jeweiligen Subkulturen werden dafür natürlich andere Vokabeln, wie z.B. „Credibility“ oder „Avantgarde“ verwendet, um der eigenen Subkultur einen Distinktionsgewinn¹⁸ zu verschaffen. Gemeint ist hiermit eigentlich ein Paradoxon, ein Stück „Pop“, daß nicht nach „Pop-Mechanismen“ funktioniert. D.h., daß insbesondere der kommerzielle Erfolg hinter dem künstlerischen Anspruch zurücktritt. „Authentisch“ ist ein Musikstück dann, wenn es als Konstrukt übereinstimmt mit etwas, das außerhalb des „Pop-Prozesses“ liegt, z.B. dem Gestus einer Subkultur. Es reicht nicht, von Anarchie zu singen; das (anarchistische) Publikum muß es

den Künstlern (im doppelten Sinne) abkaufen.

Um diese Prozesse einer soziologischen Analyse zu erschließen, ist es nicht notwendig zu untersuchen *„...wie wahr ein Musikstück in Bezug auf etwas anderes ist, sondern wie es die Vorstellung von >>Wahrheit<< als Moment des Musikalischen erst hervorbringt...“*¹⁹

Es geht also wie so oft um die Analyse von sozialen Konstrukten und deren Konsequenzen.

*If men define situations as real, they are real in their consequences.”*²⁰

Ein solches Konstrukt stellen die in regelmäßigen Abständen veröffentlichten Charts dar. Was sich dort wiederfindet, ist „populär“. Aber was drücken diese Charts eigentlich aus? Sie scheinen von enormer Wichtigkeit für den gesamten „Pop“-Kulturbetrieb zu sein, obwohl sie lediglich den kommerziellen Erfolg von Musikstücken in einer bestimmten Zeit widerspiegeln. Aber in der Wahrnehmung des Publikums sind Charts wohl eher ein Instrument zur Qualitätsmessung. Ein Lied, das sich sechs Wochen auf Platz 1 hält, muß ja „gut“ sein, sonst würden die Menschen es ja nicht kaufen, oder? Die Charts sind somit in meinen Augen ein Paradebeispiel für die Funktionsweise des „Popprozesses“. Simon Frith drückt dies so aus:

„Doch sind die Verkaufscharts nur ein

*Maßstab für die Popularität; und wenn wir uns anderen zuwenden, wird schnell klar, daß ihr Zweck (auch der von Authentizitätsmustern, Anmerkung von mir) immer darin besteht, Geschmacksgemeinschaften zu kreieren (und nicht zu reflektieren)“.*²¹

Es wird deutlich, daß die Bewertungsraaster erst einmal nichts mit den Musik inhärenten Maßstäben zu tun haben. Sie entspringen vielmehr gesellschaftlichen Konventionen, die allerdings derart subtil daher kommen, daß doch jeder Konsument meint, über seinen ganz privaten Geschmack zu verfügen.

Erst wenn man sich klar macht, welche sozialen Funktionen²² Musik hat, kommt man hinter das Geheimnis der kulturellen Praxis. Diese Funktionen bewirken, daß sich jeder quasi nachträglich seinen Reim auf das ihm Vorgesetzte machen kann. Die Funktion der Identitätsgenerierung bzw. der Selbstdefinition bedingt, daß jeder sich aus dem unerschöpflichen Angebot die zu ihm passenden Versatzstücke aussucht und zu einem Gesamtbild zusammenfügt. Ähnlich verläuft dieser Prozeß für die Funktionen der Vermittlung von privatem und öffentlichem Gefühlsleben, für das Erinnerungsvermögen und für die Inbesitznahme von Popmusik.

Aus dieser Perspektive stellt sich die Frage nach dem Zusammenhang von sozialen Funktionen der Musik, im speziellen der Popmusik, und der

Ästhetik.

Ohne hier ins Detail gehen zu wollen, möchte ich doch einige Punkte erwähnen, die mir in diesem Zusammenhang interessant erscheinen.

Popmusik wird bestimmt durch eine starke Anlehnung an afro-amerikanische Musikformen, die sich fundamental von europäischer Kunstmusik unterscheiden. Andrew Chester²³ bezeichnete den Unterschied in den Begrifflichkeiten »intensional« vs. »extensional«. Gemeint ist damit das Verhältnis von musikalischen Grundeinheiten und der daraus gewonnenen Komplexität. Im »extensionalen« Modus sind Thema, Variation, Kontrapunkt und Tonalität diachronisch und synchronisch nach außen hin ausgebaut. Komplexität

wird durch die Kombination von Einfachem geschaffen. Im »intensionalen« Modus wird durch die Kombination der Grundeinheiten Melodik, Harmonik und Beat Komplexität erzeugt.

Nicht, daß ich davon etwas verstehe, aber ich glaube hier liegt die Erklärung für die intensive musikalische Erfahrung, die durch die afro-amerikanischen Einflüsse ermöglicht wurde.

Ein weiterer Aspekt, zumindest für die „klassische“ Rock und Popmusik, liegt in der großen Bedeutung der Gesangsstimme, über die ebenfalls Intensität vermittelt wird. Selbst bei instrumentaler Musik, wie z.B. Jazz, wird durch die Art und Weise des Instrumenteneinsatzes diese In-



Bistro
Uni Max

Tel.: 0521 162628

an der Uni ... come in and find out..

- jeden letzten Tag im Monat Live-musik
- freitags Pizzatag:
jede Pizza DM 6,50
- jeden Sonntag großes Frühstücksbuffet: incl. heiße Getränke DM 15,-
- täglich Frühstück
- jeden Samstag von 21 bis 22 Uhr: Happy Hour mit Live-DJ

tensität erreicht.

Von besonderer Wichtigkeit für das Verständnis von Popmusik ist daneben eine eingehende Analyse der vielfältigen Genrelandschaft, die aus ganz unterschiedlichen Perspektiven ganz unterschiedliche Einteilungen mit sich bringt. Die Kriterien solcher Genreeinteilungen laufen oftmals quer zueinander und führen in der Konsequenz zu Interpretationskämpfen innerhalb des Publikums. So steht zum Beispiel das oben angesprochene Kriterium der „Authentizität“ den Kriterien der Musikindustrie diametral entgegen.

Aus der sich immer weiter differenzierenden Genrelandschaft ergibt sich die Frage nach der Pluralität bzw. der Universalität von Popmusik vor dem Hintergrund der Postmoderne-Diskussion.

Post(modern) Pop? - Es darf gebastelt werden!

Man könnte die These vertreten, daß „Pop“ schon immer die Vorwegnahme der jetzigen Postmoderne-Debatte ausdrückte. „Pop“ bestand trotz aller „Vermassung“ in letzter Konsequenz schon immer aus lauter kleinen Geschichten und widersetzte sich nicht zuletzt durch die vielfältigen Subkulturen schon immer der „großen Erzählung“²⁴.

Doch „Pop“ gewinnt heute eine völlig neue Qualität, zumindest aus ei-

ner postmodernen Perspektive. Es wird oft beklagt, daß ja alles schon mal dagewesen sei. Elvis Presley und die Beatles hatten damals sicherlich die Emergenz (?) auf ihrer Seite. Der Trend zu Coverversionen und Remakes stellt jedoch meiner Meinung nach nicht die Einfallslosigkeit von „Pop“ unter Beweis, sondern quasi das „Erwachsenwerden“. „Pop“ hat sich selbst als Referenzpunkt entdeckt und generiert damit eine Kette von Endlosverweisen.

Dadurch kommt es zur Herausbildung eines enormen Pluralismus, einer quantitativen Anhäufung verschiedenartigster Formen. Daraus erwächst eine weitreichende und reichhaltige Pluralität²⁵ der Denk- und Handlungsmöglichkeiten.

Diese weiter oben unter dem Label Individualisierung schon angesprochene Pluralisierung der Lebensstile bedeutet in der Konsequenz ein Leben in Übergängen. D.h., eine langfristige Zurechnung zu bestimmten Gruppierungen wird abgelöst durch meist bewußte individuelle und kollektive Umorientierungsprozesse. Dies hat nichts tun mit jugendlicher Orientierungslosigkeit, die spätestens mit dem Eintritt in das Berufsleben endet. Deutlich wird dies z.B. bei den sogenannten Ravern. Vielfach berufstätig und schon relativ festgelegt, wird das Wochenende zum Ausleben der eigenen Präferenzen genutzt. Hierbei ist keinesfalls von einer ausschließlichen Orientie-

rung an Technomusik auszugehen; sie stellt nur einen Teil des privaten Kosmos dar.

Wolfgang Welsch bezeichnet dieses offensive Umgehen mit Pluralität als „postmoderne Kompetenz“²⁶. Ästhetisches Denken bekommt somit in der Postmoderne einen völlig neuen Stellenwert. Es wird zu einer Art Radar in der doch recht unübersichtlichen Welt. Die alten an Ideologien ausgerichteten Orientierungsmuster bieten vor dem Hintergrund der Vielfalt und Komplexität keine ausreichende Hilfe mehr. Wenn der „Übergang“ in den Mittelpunkt rückt, muß dieser Aspekt auch zu neuen Wertorientierungen führen, die diesen Veränderungen Rechnung tragen.

Es wird eine Entwicklung beschreibbar, die man als „Subkulturalisierung“ bezeichnen könnte. Allerdings fehlt dabei der Aspekt der Kontinuität und der Identität. Die Qualität solcher sich ständig im Wandel befindlichen Gruppen unterscheidet sich deshalb sehr von den „klassischen“ Subkulturen, die immer auch eine Lebensanschauung oder Ideologie besaßen.

Der Begriff „Subkulturalisierung“ soll vielmehr verdeutlichen, daß da nicht mehr die bürgerliche Kultur auf der einen Seite steht und auf der anderen Seite einzelne festgefügte Subkulturen, die auf Distanz zur „Hochkultur“ gegangen sind. Ich glaube, daß sich die These nicht nur

auf die Welt der Unter-Dreißig-Jährigen anwenden läßt, sondern ganz allmählich auf immer mehr Bevölkerungsgruppen zutrifft.

Bei diesen zu beobachtenden Veränderungen stellt sich auch die Frage nach dem Zusammenhang von „Pop“ und Politik neu. Über den Begriff der Subkultur wurde Politik jahrzehntelang in einen Zusammenhang mit „Pop“ gebracht. Ich will hier nicht diskutieren, ob dieser Zusammenhang überhaupt jemals so bestanden hat, sondern nur der Frage nachgehen, wie es heute aussieht.

„Resistance through Rituals“²⁷ Besser: Existence...

Gerade die Apologeten der Cultural Studies vertraten (und vertreten teilweise noch immer) die Ansicht, daß Popmusik im Gebrauch durch Jugend- und Subkulturen ein Widerstandspotential gegenüber den gesellschaftlichen Machtverhältnissen besäße. Man hatte dafür auch einen passenden Begriff parat: Countercultures²⁸. Im Gegensatz zu Subkulturen, denen es an erster Stelle um Unterscheidung gegenüber anderen Subkulturen und des Mainstreams geht, beziehen „Countercultures“ Position gegen die Gesellschaft und besitzen den Entwurf einer besseren, eigenen Welt.

Das Verhältnis von „Pop“ und Politik scheint mir allerdings nicht oder

nicht mehr so einfach gestrickt zu sein. Sicherlich läßt sich nicht von der Hand weisen, daß auf der einen Seite der kulturelle Gebrauch von Popmusik immer Konflikte mit der Elterngesellschaft implizierte. Der Vorwurf der „Hotten-Totten-Musik“, den sich Beatles-Fans gefallen lassen mußten oder diejenigen, die sich im Stile eines Johnny Rotten kleideten, wissen ein Lied davon zu singen. Auf der anderen Seite ist dieser Gebrauch natürlich zu einem großen Maße durch die Musikindustrie organisiert, die auch einen Teil der abgelehnten Gesellschaft darstellt. Popmusik steht also in einem nicht zu lösenden Spannungsverhältnis zwischen „Konsumfetischismus“ und „kulturellem Widerstandspotential“²⁹.

Aber auch in einer anderen Beziehung hat sich etwas verändert. Waren früher die meisten Subkulturen emanzipatorisch ausgerichtet, so fragt man sich, ob die Ausländer-Raus-Ideologie der Skins in diesem Sinne einen „befreienden“ Charakter besitzt. Die alte Unterscheidung von rechts und links scheint auch im kulturellen Bereich zumindest unter den alten Prämissen obsolet geworden zu sein.

Schaut man sich die Subkultur der Raver an, wird exemplarisch deutlich, daß sich etwas verändert haben muß. Ohne in Wehklagen verfallen zu wollen, läßt sich ja wohl „Politik“ in dieser Gruppierung nicht mal mit

dem Mikroskop finden. Sicherlich, die „Love-Parade“ ist als Demonstrationszug ausgewiesen und lehnt sich thematisch bei den guten alten Hippies an. Aber anders als damals befürchtet das Establishment heute nicht um die Moral oder die Pfründe. Wenn sie den Tiergarten wieder sauber machen und nicht so viele bunte Pillen einwerfen, geht das ganze schon in Ordnung.

Die alte Hoffnung der linken Kulturavantgarde, daß „Pop“ schon irgendwie der Revolution dienen werde, ist somit heute mehr als fraglich. Die Ambivalenz des „Pop-Prozesses“ gestattet es sicherlich immer wieder, Gegenentwürfe zu machen. Auf der anderen Seite stellen „Vermarktung“ und „Vermassung“ schnell wieder die Spielregeln klar. Wenn sich Revolutionsdevotionalien verkaufen lassen, bitte.

„Pop“ stellt wie andere kulturelle Bereiche auch „nur“ ein Feld dar, auf dem sich gesellschaftliche Verhältnisse spiegeln und ist nicht per se subversiv. Allerdings bleibt die Hoffnung, daß durch die sich pluralisierenden Möglichkeiten immer wieder neue Freiräume geschaffen werden, aus denen Impulse auch in Richtung „Politik“ gesendet werden.

Letzte Worte

In diesem Essay sollte versucht werden, die verschiedenen Aspekte von Populärkultur aufzuspannen und sie

in einer „allgemeinen“ soziologischen Perspektive zu betrachten. Dabei ging es nicht so sehr um die tiefgehende Analyse bestimmter Phänomene, sondern darum, Fragen zu stellen und Beziehungen zu knüpfen. Dieser Essay stellt gewissermaßen eine Sammlung der FAQs (frequently asked questions) innerhalb unserer studentischen Studiengruppe dar. Dabei stand die Reflexion über den Diskussionsstand innerhalb der Gruppe im Mittelpunkt. „Pop“ erwies sich allerdings trotz oder gerade aufgrund unserer eigenen Eingebundenheit in den Gegenstand als widerspenstig. That's it. •

Literatur

Adorno, Theodor W., **Einführung in die Musiksoziologie 12 theoretische Vorlesungen**, Reinbek bei Hamburg 1968: Rowohlt

Arias, José Ragué, **Pop - Kunst und Kultur der Jugend**, Reinbek bei Hamburg 1978: Rowohlt

Bourdieu, Pierre, **Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital**, in: Soziale Welt Sonderband 2

Frith, Simon: **Zur Ästhetik der populären Musik**, in: PopScriptum 1/92, 68-88

Hall, Stuart & Jefferson, Tony (Ed.), **Resistance through Rituals Youth Subcultures in post-war Britain**, London 1976: Hutchinson

Hebdige, Dick, **Subcultures The Meaning of Style**, New York 1979: Methuen & Co

Hepp, Andreas & Winter (Hrsg.), **Kultur-Medien-Macht: Cultural Studies und Medienanalyse**, Opladen 1997: Westdeutscher Verlag

Heuger, Markus & Prell, Matthias, **Pop Music yesterday, today, tomorrow**, Regensburg 1995: Con Brio

Middleton, Richard, **Studying popular music**, Milton Keynes 1990: Open University Press

John Shepherd, **Warum Popmusikforschung ?** in: PopScriptum, 1/92, 43-67

Wicke, Peter, **Rockmusik: Zur Ästhetik und Soziologie eines Massenmediums**, Leipzig 1987: Reclam

Wicke, Peter, **„Populäre Musik“ als theoretisches Konzept**, in: PopScriptum 1/92, 6-42

Willis, Paul, **Profane Culture - Rocker, Hippies: Subversive Stile der Jugendkultur**, Frankfurt am Main 1981: Syndikat

Yinger, Milton J., **Countercultures: The Promise and Peril of a World turned upside down**, New York 1982: The Free Press

Fußnoten

1 Der Begriff „Volk“ ist hier nicht im chauvinistisch-deutschen Sinne gemeint.

2 m.E. ist er aufgrund bekannter Umstände nicht unbedingt einem Land zuzuordnen.

3 P.Bourdieu: (1982)

4 womit wir wieder bei den Tieren wären

5 gleichnamiger Titel des Aufsatzes von John Shepherd aus: PopScriptum, 1/92, 43-67

6 aus: PopScriptum 1/92, 6-42

7 Shepherd, John: (1985) 88

8 Th.W. Adorno: (1941)

9 S. D.Bathen: „Cultural Studies“ in dem Reader der Studiengruppe.

10 Harker, Dave: (1980) 24

11 Middleton, Richard: (1990) 4

12 Tagg, Philip: (1979) 22 u. 23

13 Middleton, Richard / Horn, David: (1981) 1

14 Bourdieu, Pierre: „Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital“, in: Soziale Welt Sonderband 2

15 Weber, Max (1956) 2.Halbband 530-535

16 Im Gegensatz zu diesem Essay wird dort versucht, verschiedene

theoretische Ansätze der Kultursoziologie miteinander zu verbinden.

17 Frith, Simon: Zur Ästhetik der populären Musik: PopScriptum 1/92, 68-88

18 D.h. die Möglichkeit der Unterscheidung gegenüber anderen Subkulturen

19 ebenda, 71

20 Das berühmte Thomas-Theorem bringt es wie so oft auf den Punkt.

21 Frith, Simon: ebenda

22 Frith, Simon: ebenda

23 Chester, Andrew: (1970) Second Thoughts on a Rock Aesthetic: The Band, in: New Left Review, 75-82

24 Lyotard, Francois: Das Postmoderne Wissen. Ein Bericht (1982)

25 Zur Unterscheidung von Pluralismus und Pluralität siehe Wolfgang Welsch: Unsere postmoderne Moderne (1988)

26 Welsch, Wolfgang (Hrsg.): Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmodernediskussion, Weinheim (1988)

27 Hall, Stuart & Jefferson, Tony (Ed.) (1976)

28 Yinger, Milton J. (1982)

29 Wicke, Peter: Popmusik: Konsumfetischismus oder kulturelles Widerstandspotential? in: M.Heuger / M.Prell, Popmusic yesterday today tomorrow (1995) 21-35

Die Studiengruppe Feministische Philosophie ist ein interdisziplinärer Lesekreis, der seit 20 Semestern besteht.

Im Sommer 98 stiegen wir, ausgehend von Judith Butlers Text *Gender Trouble* (Das Unbehagen der Geschlechter) zum wiederholten Male in die Dekonstruktion ein und stritten über den Bezug von Theorie und Interesse, Sprache und sozialer Identität. Wir kämpften uns durch das verwirrende Dickicht postmoderner Diskurse rund um das Subjekt und den Bedingungen seines Vorkommens seiner Entstehung. Ausgehend von Butlers Anmerkungen zur Strukturalismus- und Psychoanalyse-debatte verglichen wir ihre Standpunkte mit denen Michel Foucaults und bemerkten Diskrepanzen hinsichtlich der Vorstellungen beider zur Subjektconstitution. So geht Foucault davon aus, daß sich die Zeichen der Zeit / die Geschichte in die Körper einschreiben und das Subjekt somit konstituieren. Im Gegensatz zu Foucaults materialistischem Körperkonzept ist bei Butler nun der Körper selbst Zeichen ohne Referenz.

Die Psychoanalyse schoben wir beiseite, da sich keine/r der Teilnehmer/innen als Expert/in auswies und wir deshalb nicht die Brücke zwischen Psychoanalyse und Zeichentheorie haben schlagen können. Hingegen galt unsere ganze Aufmerksamkeit den Fragen nach Performanz, Subversion und sexueller Diskontinuität.

Unterschiedliche Leseweisen markierten den Diskussionsverlauf. Zustimmung sowie Ablehnung, Text-Faszination und sachlich fundierte Gegenpositionierung steckten deutlich unser Diskussionsfeld ab. Differenzen hinsichtlich der Einschätzung der Praktikabilität gewisser Theorieentwürfe postmodernen Einschlags wurden deutlich, hielten die Diskussion im Gange.

Grundsätzliche Meinungsunterschiede existierten des weiteren bei der Bewertung des durch Entsubjektivierung, Denaturalisierung etc. hervorgerufenen Zerstreuungsprozesses. Für die einen bedeutet dies, den Handlungsrahmen entzogen zu bekommen, während es für andere bedeutet, nicht mehr mit einer universalistischen Vorstellung von Struktur konfrontiert zu werden bzw. diese oktroyiert zu bekommen. So stritten sich die Körper.

Vor dem Hintergrund kulturell vorgeschriebener Zweigeschlechtlichkeit stellt sich die Frage nach eventueller Benennung von jenem Anderen zwischen den Geschlechtern/jenseits der binären Strukturen, durch die zweigeschlechtliche Brille nicht zu erfassenden.

Hermaphroditen, Intersexualität, Cross-Dressing, androgyne Ästhetiken etc. seien hier genannt. Sprachliche Benennung bedeutet Exponierung, Sonderstatus, wobei diese begrifflichen Identifizierungen wiederum auf Abgrenzung beruhen. So geht es auch darum, daß die Betrachtung des Exponierten nicht dazu führen sollte, das 'Normale' auf deren Folie neu zu legitimieren, sondern eben insbesondere um die Transformation und Erweiterung des Alltagsverständnisses dieser Norm selbst. Dieses Semester, Winter 98/99, lesen wir als zentralen Text Donna Haraways Manifest für Cyborgs.

uNfuG - STUDIEREN ALS PROJEKT

Bericht aus einem laufenden Studienprojekt

von Frank Meißner et al.

Dieser Artikel ist die Rekonstruktion der Diskussion der vergangenen vier Monate im Rahmen der Entwicklung des Bildungsnetzwerkes.

Was ist uNfuG?

uNfuG steht für *unabhängiges Netzwerk für unlösbare Gesellschaftsprobleme*; einer Adresse im Bildungsnetz (<http://infopool.uni-duisburg.de>), an der die *Praxis des Theoretisierens* – und damit die Gestaltung wissenschaftlicher Diskurse erlernt, untersucht und planvoll konfiguriert werden soll.

Dahinter steckt eine Initiative von Studierenden, die vor dem Hintergrund einer sich ausdifferenzierenden und zunehmend technologiebasierten Gesellschaft, in der das Internet und die fortschreitende Expansion der Wissenschaften grundlegend die Formen des Lernens und Forschens verändert, eine interaktive Kommunikationsplattform zur Unterstützung selbstorganisierter Formen des Studierens implementieren möchte.

Diese Initiative versteht sich hierbei selbst als Studiengruppe, die fächer-

übergreifend, projekt- und problemorientiert arbeitet.

Zwei Thesen zu Studiengruppen

Studiengruppen sind Veranstaltungen, die von Studierenden selbst angeregt, organisiert und durchgeführt werden. Solchen, von Studierenden selbst initiierten Veranstaltungen, hängt der Ruf an, Laienschauspiel in einem großem Theater zu sein. Auf der Bühne des Schauspielhauses Universität tritt neben den großen (und weniger großen) Rhetorikerinnen, Komödianten und Entertainern des professoralen Standes das Audi-

torium auf die Bühne und führt seine Inszenierungen auf. Bescheiden besucht und gering im Aufwand und Ergebnis, fallen diese Performances im Verlauf der Semester kaum ins Gewicht. Unbeachtet von den meisten Studierenden und mit einem mehr oder minder wohlwollenden Lächeln der Mitbewerber mit Lehrdeputat bedacht, fristet diese Form des Studierens ein Schattendasein auf dem Angebotsmarkt der Lernveranstaltungen.

Diese Geringachtung von Studiengruppen mag berechtigt sein, zumindest wenn sie reguläre Seminare zu imitieren suchen, da sie in der Regel



aus mindestens zwei Gründen hinter den Potentialen solcher Lerngelegenheiten zurückbleiben.

(1) Spätestens seit der kognitiven Wende in der Lernpsychologie und der Pädagogik wird Lernen als eigenaktiver, konstruktiver Prozeß beschrieben, bei welchem ein Lerner aufgrund der Auseinandersetzung mit dem Lerngegenstand / im Lernprozeß neues Wissen in seine bereits vorhandene Wissensstruktur integriert. Die Einsicht in die Notwendigkeit der Vermittlung der Kompetenz, den Prozeß des Lernens durch den Lernenden selbst zu gestalten – das eigene Lernen zu managen –, hat bislang kaum eine Entsprechung in der an Fachwissen orientierten Ausbildung an Hochschulen gefunden. Studienordnungen orientieren sich weitgehend an einer an Scheiner-

werb gekoppelten Überprüfung des erreichten Lernniveaus, in einem imaginären Kanon von notwendigem Wissen, welches vom Lernenden anzueignen ist. Studiengruppen hingegen stellen eine Gelegenheit für Studierende dar, ihre Kompetenzen in Wissens- und Lernmanage-

ment zu entwickeln. So gilt es bei der Organisation und Durchführung von Studiengruppen, den Kontext des eigenen Lernens mit anderen Lernenen gemeinsam zu gestalten. Ein auf Grund der Konditionierung auf klassische Seminarformen anspruchsvolles und voraussetzungsvolles Unternehmen, welches die anfangs motivierten Initiatorinnen solcher Veranstaltungen in Folge oft an Sinn und Zweck ihrer Mühen zweifeln läßt. So stellt sich die Frage, wie die Voraussetzungen dafür verbessert werden können, damit Studierende innerhalb ihres Studiums selbst Lernkontexte schaffen, z.B. über die Realisation von Studiengruppen.

These 1: Es braucht vielfältige institutionelle, organisatorische und technische Vorleistungen, die studentische Initiativen bei der Selbstgestaltung von Lernkontexten (z.B. Studiengruppen) unterstützt.

(2) Die Ausdifferenzierung der Wissenschaften und die fortschreitende Technologisierung und Verwissenschaftlichung der Gesellschaft bedingen neue Formen wissenschaftlicher Diskurse. Studieren als das Aneignen der Kompetenz, an wissenschaftlichen Diskursen teilzuhaben, findet angesichts der Pluralität wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Diskurse statt. Diese erfahren durch ihre zunehmende technische Basierung mittels neuer Informati-

ons- und Kommunikationstechnologien zusätzliche Dynamik.

Die Lehre an den Hochschulen hat dieser Entwicklung bislang keine hinreichenden Konzepte in der Ausgestaltung von Lerngelegenheiten entgegengestellt. Auf die fortschreitende Expansion von Wissensbeständen wird mit weitergehender Spezialisierung und Formalisierung in der Ausbildung reagiert. Die Kosten hierfür sind die Aufgabe der „Orientierung an Wissenschaftlichkeit“ und der Wandel der Hochschulen zu „höheren Berufsschulen“, welche die Funktion der Ausbildung hochqualifizierter Dienstleister (z.B. Medizinerinnen, Juristen, Ingenieurinnen) übernehmen¹.

Der Notwendigkeit von interdisziplinärem Denken, kooperativem Arbeiten und der Fähigkeit zum Generalisieren als Ziel akademischer Ausbildung wird zwar allgemein zugestimmt, aber an den Hochschulen nicht realisiert.

Studiengruppen, die die Prinzipien des wissenschaftlichen Diskurses reflektieren und fachübergreifend angelegt sind, bieten die Chance, sich über das Praktizieren eines forschenden Studierens die Kompetenz zur Teilnahme am wissenschaftlichen Diskurs anzueignen.

These 2: Neben Spezialisierung in einem Fach bedeutet wissenschaftliches Arbeiten zunehmend die reflektierte (Mit-)Gestaltung von Diskur-



sen unter Einbeziehung anderer Fachperspektiven. Studiengruppen können ein Ort sein, an dem die Fähigkeit des Spezialisierens als Vertiefung der Fachperspektive und die Fähigkeit des Generalisierens als Relativierung der Fachperspektive eingeübt werden kann.

Ziele

Die wissensbasierte Infrastruktur uNfuG soll Lernenden aller Fachrichtungen die Möglichkeit eröffnen, sich Kompetenzen im Umgang mit komplexem, multiperspektivischem Wissen und neuen Medien anzueignen.

Leitbild ist hierbei eine fächerübergreifende Expertinnenkultur, einer *scientific community*, die sich – quer zu vorhandenen Studienangeboten – mit dem *Problem des Umgangs mit komplexem und kontingentem Wissen* auseinandersetzt.

Mittels der wissensbasierten Infrastruktur uNfuG sollen Formen des selbstorganisierten und kooperativen Studierens und Forschens entwickelt und etabliert werden, innerhalb derer Lernende:

- sich mit fachspezifischen und fachübergreifenden Theoriekonzepten auseinandersetzen;
- die spezifischen Möglichkeiten des Internets (überregionale Vernetzung, Hypertext, Multimedia ...) für ihr Studium nutzen;

- selbst Kurse und Seminare zu fachspezifischen und fächerübergreifenden Themen anbieten;
- selbst Forschungsprojekte initiieren.

Durch die Bereitstellung und den Ausbau der technisch-organisatorischen Infrastrukturen sollen die notwendigen Ressourcen bereitgestellt werden, die zur Durchführung dieser Ziele notwendig sind.

Der Aufbau einer lernfähigen Organisationsstruktur, unter Nutzung der Möglichkeiten computerbasierter Vernetzung, ist die Kernaufgabe des (vornehmlich von Bielefelder Studierenden getragenen) Initiativkreises für uNfuG. Im Rahmen der derzeit stattfindenden Studiengruppen wird versucht, dieser Aufgabe nachzugehen.

uNfuG als Lern- und Forschungskontext

Es braucht vielfältige institutionelle, organisatorische und technische Vorleistungen, damit von den Studierenden selbstgetragene Initiativen von Studiengruppen, also selbstorganisierte Lern- und Forschungskontexte, erfolgreich realisiert werden können. Dies trifft insbesondere auf avanciertere und spezialisierte Themen oder Organisationsformen zu, die über die üblichen Seminarformen und Fachorientierungen, wie es

für Studiengruppen bislang kennzeichnend ist, hinausreichen. Studierendes Forschen als eine anzustrebende Form der akademischen Ausbildung, findet innerhalb von uNfuG nicht nur in der Bearbeitung von möglichen Themen innerhalb von Studiengruppen statt; das Netzwerk für unlösbare Gesellschaftsprobleme ist selbst Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion. Die Kompetenz, theoriegeleitet wissenschaftliche Diskursformen zu praktizieren und aktiv zu gestalten, ist für die Initiatorinnen von uNfuG eine Voraussetzung für die Qualifizierung zukünftiger Wissenschaftlerinnen, um in einer zunehmend von wissenschaftlichen Erkenntnissen abhängigen Gesellschaft angemessener agieren zu können.

Die Kommunikationsplattform von uNfuG stellt eine Konfiguration von Lerngelegenheiten in Form eines sozialen und technologischen settings dar, das in vielfältiger Weise die Vorleistungen für erfolgreiche Studiengruppen mittels innovativen Technologieinsatzes und Organisationsprinzipien erbringen soll. Damit trägt uNfuG einer allgemeinen Tendenz Rechnung, nach der sich das Lernen zunehmend von institutionell initiierten und vorstrukturierten Lernangeboten auf die Initiative der Lernenden verlagert. Kongruent zum Lerngegenstand, dem Problem des Umgangs mit komplexem und kon-

tingenten Wissen, kann im technisch-sozialen setting von uNfuG ein situiertes Lernen stattfinden.

Durch die Einbindung Interessierter, auch und gerade überregional, in einen organisationsdidaktisch gestalteten Lern- / Kommunikationsprozeß, soll eine Wissensbank aufgebaut werden, die durch wachsende Komplexität und die Möglichkeit zur vielfältigen Interaktion, ein attraktives und nutzbringendes Angebot für eine Vielzahl von Lernenden aus den unterschiedlichsten Zusammenhängen darstellt.

Diese Arbeitsweise entspricht dabei einem computer supported collaborative learning; d.h. örtlich getrennte Personen lösen das jeweils spezifische Problem kooperativ unter gemeinsamer Nutzung technischer und organisatorischer Ressourcen (distributive Problemlösung).

Die veränderten Bedingungen von asynchroner und primär textbasierter Verständigung in Gruppen erfordern und vermitteln hierbei den Beteiligten eine Vielzahl von Kompetenzen, die auf die Beherrschung neuer Kommunikationstechniken und -regeln abzielen.

Die Leistungen von uNfuG beziehen sich insofern sowohl auf die Koordination der beteiligten Personen als auch auf die Koordination paralleler

und multipler Themenbereiche. Im sozialen Kontext des Lernens und Forschens von uNfuG wird so nicht nur über den Aufbau und Erwerb von Wissen reflektiert, sondern auch über die allgemeinen Bedingungen von kooperativem Lernen und den Möglichkeiten der Steigerung von Verständigung über Fachgrenzen hinaus.

*Es gibt nichts
praktischeres als
viele gute Theorien*

Die Auseinandersetzung mit dem Problem der Organisation von komplexem und kontingentem Wissen und der Gestaltbarkeit von Diskursen ist ein Feld, welches sich nicht aus einer fachlichen oder theoretischen Perspektive hinreichend erschließen und lösen läßt. Um diesen Problemzusammenhang in seinen sachlichen, sozialen und technischen Dimensionen angemessen handhaben zu können, bedarf es einer Vielzahl von theoretischen Konzepten sowie sozialer und technischer Verfahren, die aufeinander zu beziehen sind. Der Anspruch, innerhalb und mittels uNfuG komplexes und multiperspektivisches Wissen zu thematisieren und zu strukturieren, hebt die Unterscheidung von Theorie und Praxis, von Inhalt und Form auf.

Insofern kann und soll an dieser Stelle kein einzelner Theorieansatz als

Der Spezialist

für Reisen in die GUS.

Reiseorganisation.

Sprach- und Bildungsreisen.

Studienaufenthalte und

Praktika.

Gruppenarrangements.

AEROFLOT - Agentur.

Europabus.

Bahntickets in der GUS.

Visabesorgung.

Karsten Ehlebracht REISEN

Schloßhofstr. 47 Tel. 0521 / 13 77 00

33615 Bielefeld Fax 0521 / 13 70 43

<http://www.handelsforum.de/reisen>

e-mail ehleb@t-online.de

konstituierend für zukünftige kommunikative Beiträge genannt werden. uNfuG ist eher als Aufforderung und Möglichkeit zu begreifen, in angemessener und ansprechender Form neuere Theorieentwicklungen zu präsentieren, zu diskutieren und dadurch in Anwendung zu bringen. Der Name „Unabhängiges Netzwerk für unlösbare Gesellschaftsprobleme“ steht dabei für ein Programm: die fortwährende Problematisierung des aus jeder theorieeigenen Perspektivität resultierenden Nichtwissens, welches bei der Generierung von jeglichem Wissen anfällt. Im Kontext von uNfuG betrachten die Initiatorinnen Theorien als *cognitive tools*² zur Einübung und Relativierung von Perspektiven.³

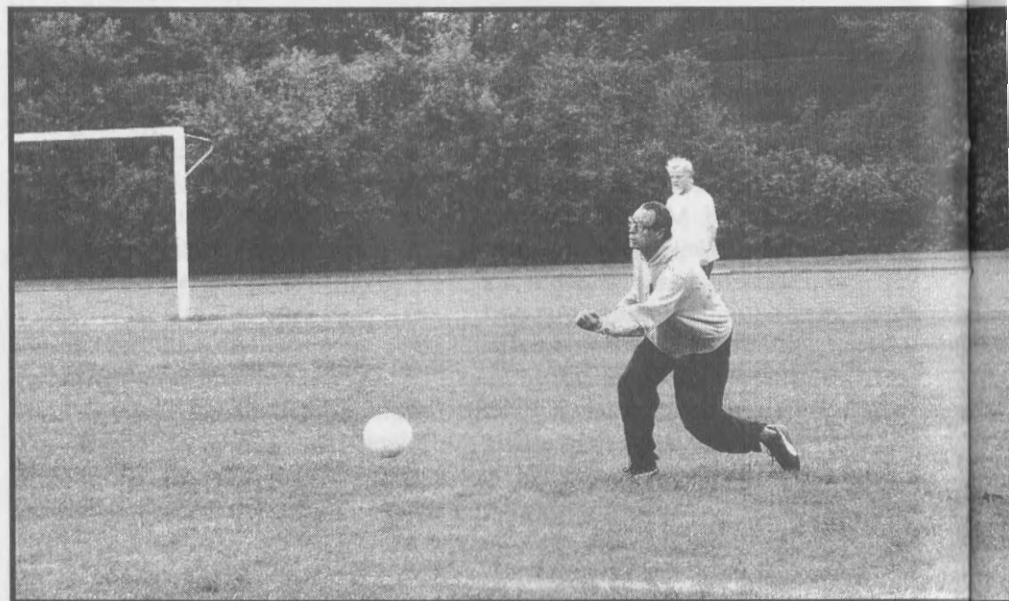
Es gilt Kommunikationsarrangements zu konfigurieren, die sich am Problem der Verständigung über Differenzen und über Differenzen hinweg zu orientieren haben.

Beispiele für theoretische Ansätze, die momentan innerhalb des Initiativkreises als *verfolgenswert* erachtet werden:

- Theorien der Wissensorganisation
- Netzwerktheorie
- Selbstorganisation
- Kommunikation
- Gesellschaftstheorien
- Risikotheorie
- Erkenntnistheorien
- Chaos- und Komplexitätstheorien

- rien
- Lerntheorien

bislang rar, aber z.B. die aktuelle Initiative für ein Campusradio in Bielefeld macht Hoffnung.



Ausblick

Ein Projekt wie uNfuG stellt in mehrfacher Hinsicht Neuland und Herausforderung dar, die bei einer dauerhaften Realisation von einer hinreichenden Einbindung des Netzwerkes uNfuG und der notwendigen Organisationsstruktur in seine Umwelten abhängt. Der mögliche Erfolg dieser Idee hängt von Ressourcen und Support von vielen Seiten ab. Hierbei sind in Zukunft eine Vielzahl von alternativen Organisationsmodellen zu diskutieren. Parallelen für solch studentische Initiativen sind

uNfuG verfolgt das Ziel, einen Lern- und Forschungszusammenhang zu schaffen, der die Themen und Methoden von uNfuG in kongenialer Form etabliert, unterstützt und umsetzt. Und im Anbetracht des Strukturwandels der Hochschulen wäre ein solcher Schritt gut begründbar; zumal die Funktionen von uNfuG mit den Funktionen von Hochschulen übereinstimmen, nämlich der Generierung, der Dokumentation und dem Transfer von Wissen.

Die Studiengruppe zu uNfuG trifft

sich jeden Mittwoch von 17-19 Uhr im Raum W4-135.

Perspektiven für das Bildungsnetz

Das *Bildungsnetz* (<http://infopool.uni-duisburg.de/>), eine überregionale studentische Initiative, baut eine Kommunikationsplattform im Internet auf, die drei Ziele verfolgt:

- die *Vernetzung studentischer Initiativen* zu verschiedenen politischen Themen mit Hilfe des Internets
- die *Entwicklung und Erprobung selbstorganisierter Lernformen*
- die *Vertretung studentischer Interessen* und deren mögliche

Institutionalisierung

Wir planen unter anderem ein Forum zur Studiensituation im internationalen Vergleich und Arbeitsgruppen zu Themen wie Hochschulreform, MAI, Agenda 2000, Wirtschaftstheorie und vieles mehr...

Im Abendseminar „Perspektiven für das Bildungsnetz“ wird kontinuierlich an Konzepten für das Bildungsnetz und der organisatorischen und technischen Umsetzung gearbeitet, die Wochenendseminare vertiefen einzelne Aspekte.

Fußnoten

1 Martin Rost: Die Modernisierung des wissenschaftlichen Diskurses. http://www.netzservice.de/-maro/mr_mdwd.html.

2 „Cognitive tools are constructivistic because they actively engage learners in creation of knowledge that reflects their comprehension and conception of the information rather than focusing on the presentation of objective knowledge.“ D.H. Jonassen: What are Cognitive Tools? In: Kommers, P.A.M., Jonassen, D.H. & Mayes, J.T. (Eds.): *Cognitive Tools for Learning*. Berlin, Heidelberg & New York 1991. S.5.

3 In diesem Sinne argumentiert auch der Bildungshistoriker Heinz-Elmar Tenorth, wenn er den fächerübergreifenden Unterricht an der gymnasialen Oberstufe diskutiert, was ohne weiteres auch auf die Situation an den Universitäten zutrifft: „‘Probleme’ sind, nach einem schönen Ausdruck des Wissenschaftstheoretikers Karl Popper, nicht anderes als die ‘Bezeichnung für die Grenze zwischen Wissen und Nichtwissen’, nämlich die Stelle, an der man erkennen kann, wie das Wissen, was man wissen kann, sich konstituiert hat und welches Meer an Unwissenheit es durch die Grenzziehung ausschließt. Diese, den Problembezug markierende ‘Differenz von Wissen und Nichtwissen’, von Konstitu-

tionsprinzipien, die die Grenze zwischen dem Eingeschlossenen (was gewiß ist), und dem Ausgeschlossenen (was als ungewiß gilt) - diese Grenze sichtbar zu machen, das scheint mir der Sinn dessen zu sein, was ich mit ‘Reflexivwerden von Wissen’ meine. Aus dem scheinbar Selbstverständlichen, dem Gewissen, wird es unproblematisch wieder zu dem, was Wissen eigentlich ist: eine Interpunktion im Prozeß fortlaufender Erkenntnis.

Wenn man das so interpretiert, dann würde mir der Problembezug gefallen. Weil ich dann nämlich das schulische Wissen und seine Erzeugung anschließen kann an Formen der generellen Mechanismen der Konstruktion von Wissen. [...]

Ich würde mich über Studienanfänger freuen, die gewohnt sind, mit Unsicherheit umzugehen; die gewohnt sind, mit der Tatsache umzugehen, daß das Wissen, das sie bekommen, nicht selbstverständlich ist. [...] Fähigkeit im Umgang mit Unsicherheit, Offenheit, Vielfältigkeit, Relativität: Das würde ich mir wünschen neben all den technischen Dingen, die man dabei erwerben kann.“ Ders. In: Landesinstitut für Schule und Weiterbildung (Hrsg.): *Ansätze zum fächerübergreifenden Unterricht in der gymnasialen Oberstufe: Lernen über Differenzen*. Tagungsdokumentation. Soest 1997. S. 15-20.

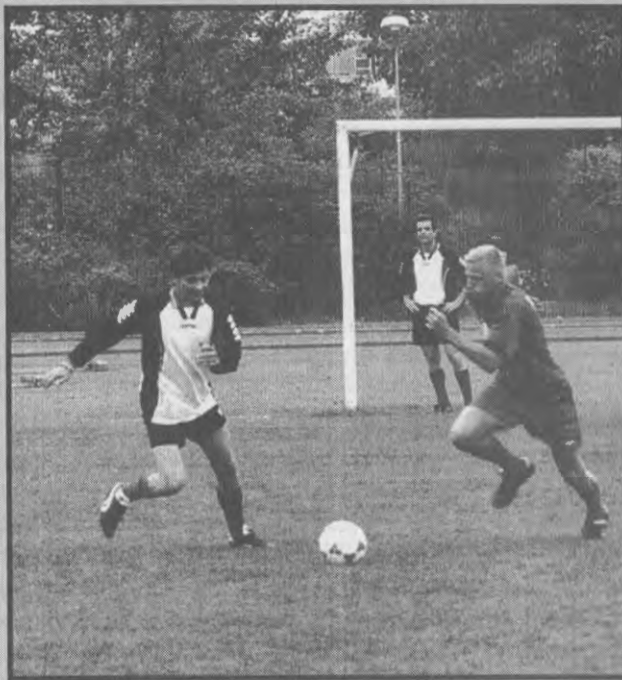
Mittwochs 19-21 Uhr W4-135. •

Von den mannigfaltigen Wirklichkeiten und den Oerlinghausener Zynikern in der Tonne Notizen aus dem Innenleben einer Studiengruppe von Boris Nieswand

„Machen wir doch eine Studiengruppe auf.“ - Wer hatte nicht schon im Laufe seines Studiums diese Idee. „Selbstbestimmt, in kleiner Gruppe endlich einmal das zu machen, was man schon immer wollte“ so oder ähnlich spricht die Legende über diese exotische Form studentischer Vergemeinschaftung. Ob dies dem nüchternen und unbestechlichen Blick kritischer Beobachtung standhalten kann? Diese Frage möchte ich nicht beantworten, aber einige Bemerkungen soll es geben, wie bei es uns war und was sich zuge-tragen hat.

Was sind wohl die besonderen Bedingungen unter denen Studiengruppen, die eigentlich nur in Form von vagen Willensbekundungen von Studierenden existieren, tatsächlich im echten, wirklichen Leben zustande kommen? Diese Fragestellung bietet wahrscheinlich genügend Material für Doktorarbeiten und mir die Möglichkeit zu unserem Thema überzuleiten.

„Verhalten, das vorausgeplant ist, d.h. auf einem vorgefaßten Entwurf beruht, soll Handeln genannt werden. (...) Wenn keine Absicht zur Verwirklichung des Entwurfes besteht, bleibt das entworfene (...) Handeln eine Phantasievorstellung“¹.



Nein, nicht erstarren, liebe Lesende, es kommt jetzt keine soziologische Analyse auf der Basis von Alfred Schütz, ich wollte nur demonstrieren, daß wir auch etwas gelernt haben, dort bei uns in der „Studiengruppe Alltagssoziologie“, die keine Phantasievorstellung blieb.

Unser Thema „Von Alfred Schütz zu Erving Goffman“, mit dem alles anfing, ergab sich eher zufällig. Mehrere Faktoren spielten eine Rolle: ein allgemeines Interesse an alltagssoziologischen Fragestellungen, die Tatsache, daß Prof. Grathoff demnächst emeritiert wird und wir

noch einmal mit ihm etwas über Schütz machen wollten und eine vage Sympathie für die Werke Goffmans. Aber vor allem ging es den beiden Gründungsmitgliedern darum, einfach einmal den Versuch zu starten, eine Studiengruppe zu eröffnen. Hauptziel war es, in kleinem Kreise ein Thema zu bearbeiten. Texte sollten diskutiert und nicht, wie in Seminaren so oft, konsumiert oder hingenommen werden.

Um eine Studiengruppe offiziell anzumelden, bedarf es einer Literaturliste, eines Semesterplanes und einer BetreuerIn. Eine Literaturliste ist schnell erstellt. Eine BetreuerIn für solch eine Gruppe zu finden, bereitet kein Problem. Unseren Erfahrungen

nach rennt man in aller Regel offene Türen ein. Prof. Richard Grathoff war auch von Anfang an von unserem Projekt angetan und gerne bereit, als Betreuer zu dienen. Unser gemeinsam erstellter Semesterplan glich später

dem provisorischen Gerüst unserer Gruppe. Die konkrete Ausgestaltung einer Sitzung wurde erst eine oder zwei Wochen vorher ausgehandelt. Auch die Anmeldung der Gruppe bei Herrn Bock, die einen Raum, Scheinfähigkeit, eine Belegnummer und die Möglichkeit, einen Semesterapparat einzurichten, mit sich bringt, gestaltete sich ebenfalls als völlig problemlos und war in unserem Fall auch noch sehr kurzfristig möglich.

Die Basis unserer Sitzungen war die Lektüre eines gemeinsam ausgewählten Textes. Der Ablauf hing sehr davon ab, was auf dem Programm stand. Trafen wir uns alleine, standen meist Diskussionen über den gelesenen Text im Vordergrund. Mit der Anwesenheit von Prof. Richard Grathoff sank der Redeanteil der Teilnehmer. Denn es gab von Herrn Grathoff zwar nicht auf jede Frage eine Antwort, aber zu jedem Anlaß eine Geschichte. Wußtet ihr: Wie Goffman und Garfinkel damals von einer Tagung im ZiF abgereist sind? Was der Kommentar von Richard Grathoffs Sohn zu der Dissertation seines Vaters war? Warum Frau Lückenotto gar nicht aus Hameln kommt? Wie umfangreich die Korrespondenz zwischen Thomas Luckmann und Alfred Schütz ist? Was das griechische Wort *doxa* bedeutet? Warum Engel keine Lebenswelt haben? Was es mit der Einfältigkeit des Möbius-Bandes und der Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit auf sich hat? Warum Oerlinghausener Theoretiker zynisch in der Tonne hockend auf den Hund kommen? - Wir wissen es jetzt. Alltagsgeschichten aus einem Professorenleben, mal erhellend für das Thema, mal scheinbar beziehungslos und mal das schon erkannt geglaubte verdunkelnd, aber auf jeden Fall schöne Geschichten.

Ein Vorteil unserer mit sieben TeilnehmerInnen kleinen Gruppe war unsere Mobilität. Problemlos konnten Räume gewechselt und Termine verschoben werden.

Lohnt sich so etwas jetzt oder ist es vertane Zeit - wird sich die ungeduldige und nutzenorientierte LeserIn jetzt fragen. Solch dichotomisierende Fragestellungen werden

doch der Komplexität des Phänomens nicht gerecht, würde jetzt die SoziologIn sagen. Als Teilnehmer einer Studiengruppe wage ich eine Aussage: ja, es lohnt sich. Um diese Notiz zum Ende hin in einem Höhepunkt gipfeln zu lassen, vier zur Falsifikation bereitgestellte Vorteile von Studiengruppen (aus der Mannigfaltigkeit der eigenen Erfahrung abstrahiert):

- Die Identifikation der Teilnehmer ist höher als bei gewöhnlichen Seminaren. Dies erhöht die Motivation, was sich positiv auf das Engagement auswirkt (Lektüre- und Anwesenheitsdisziplin, Bereitschaft, Diskussionen einzugehen).
- Es kommt zu Diskussionen, an denen sich alle Teilnehmer beteiligen. Dies erhöht nicht nur den Spaß an der Sache, sondern wirkt sich auch positiv auf den Lerneffekt aus.
- Die Teilnehmer trauen sich, eigene Verständnisfragen zu den Texten zur Diskussion zu stellen. Gerade bei theoretischen Texten erweist sich das als Vorteil.
- Das Verhältnis zwischen Studierenden und Betreuer der Studiengruppe ist weniger hierarchisch als das Verhältnis zwischen Studierenden und Dozent. Der Betreuer ist nicht für den Ablauf oder den wie auch immer verstandenen Erfolg der Veranstaltung verantwortlich. Aus diesem Grunde kann er sich auf eine Art Beraterrolle zurückziehen.

Zum Schluß sei noch angemerkt, daß die Studiengruppe „Alltagssoziologie“ im Wintersemester 98/99 auf Wunsch der TeilnehmerInnen weitergeführt wird. Diesmal zum Thema: „Repräsentation des Fremden. - Theorien, Diskurse und Debatten“.

Fußnoten

- 1 Alfred Schütz 1971: Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten. In: ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. J., Den Haag, S. 242.

GEMEINSAM SOZIOLOGISIEREN

Auszug aus einer vergleichenden Arbeit über den Stand der Musiksoziologie

von Henning Brand, Thomas Danell, Nora Geresch und Stefan Mosemann

Die folgenden Erörterungen sind Auszüge aus einer Arbeit, die wir als Resultat einer von uns angebotenen Veranstaltung „Musiksoziologie“ im Sommersemester 1997 verfaßt haben.

Wieso eine Veranstaltung zu „Musiksoziologie“? Ist es nicht nur wieder eine „Bindestrich-Soziologie“ mit der sich irgendwelche Exoten beschäftigen und daher sowieso nicht allgemein von Erkenntnisinteresse? Genauso schien es zu sein. Wir sind bis zu dem damaligen Zeitpunkt unseres Studiums durch keine Veranstaltung oder Hinweise auf diesen Bereich der Soziologie verwiesen worden. Deshalb und aufgrund von eigenem Interesse und Beschäftigung mit Musik erschien es uns höchst interessant, Musik aus soziologischer Perspektive zu betrachten. Da es an unserer Fakultät kaum Angebote zur Kunst- und Musiksoziologie gibt, fanden wir es sinnvoll eine Veranstaltung anzubieten, die wir auch mit großer Zustimmung seitens der Teilnehmer durchführen konnten.

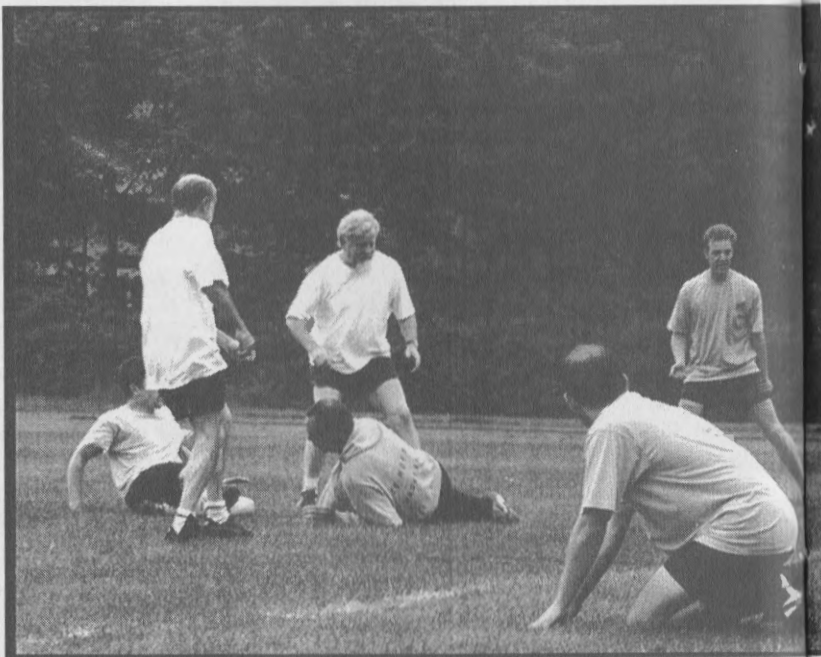
Vorbemerkung

Die Musiksoziologie erscheint in sich inhomogen. Über Gegenstand und Einheit eines möglichen Faches besteht Uneinigkeit. Es gilt wohl aber nicht mehr, was Carl Dalhaus 1974 anmerkte, „was Musiksoziologie ist oder sein kann, steht nicht

fest“ (Dahlhaus, 1974, S. 11). Vorschläge darüber, was Musiksoziologie sein kann, gibt es zu Genüge.

In dieser Arbeit sollen verschiedene Ansätze aus der Musiksoziologie auf ihren Beitrag zu dieser Teildisziplin sowie auf den Zugang, den sie

wählen, untersucht werden. Es geht nicht darum zu entscheiden, wohin



die Musiksoziologie gehört und was sie sein 'soll'. Es geht also z.B. nicht darum im Sinne Silbermanns zu entscheiden, ob die Musiksoziologie zur Musikwissenschaft oder zur Soziologie gehört (Silbermann 1989). Vielmehr soll es um eine Charakteristik der Herangehensweisen von Mu-

siksoziologien an ihren Gegenstand gehen, auch um herauszufinden, was eigentlich der Gegenstand ist.

Eine Einheit der Musiksoziologie soll also hier nicht hergestellt werden. Wenn sich Musiksoziologen mit Musik beschäftigen, dann meinen sie durchaus unterschiedliche Dinge, die nicht durch eine Vereinheitlichung zu einer Disziplin erfaßt werden können.

Ob man sich wie Schütz mit musikalischem als sozialem Handeln beschäftigt oder mit Schulze Musik durch seine Instrumentalisierung durch sich distinguierende Schemata auf faßt,

soll nicht entschieden, sondern beschrieben werden. Es soll offen gelassen werden, ob sich die zunächst inkommensurabel erscheinenden Ansätze letztendlich doch zu einer gemeinsamen Musiksoziologie eignen oder ob sie in anderen theoretischen Kontexten besser beschrieben

werden können. Wir können uns auch vorstellen, daß sich Musik gerade dadurch auszeichnet, daß sie sozialfunktionale Ansprüche unterläuft (vgl. Rotter 1985).

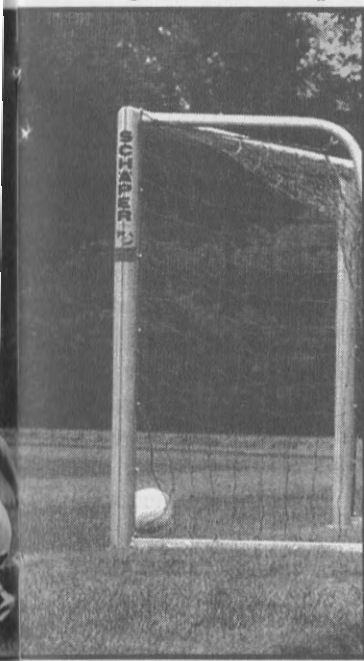
Die Teilabschnitte unserer Arbeit orientieren sich in ihrer Gliederung an eine von uns durchgeführte Veranstaltung Musiksoziologie im Sommersemester 1997. Die Abschnitte 1 - 3 behandeln Klassiker der Musiksoziologie. Den Anfang macht ein Abschnitt über eine als Teil einer auszuarbeitenden Kunstsoziologie geplante Arbeit Max Webers. Darauf folgt ein Abschnitt über die Arbeiten von Alfred Schütz zu diesem Thema. Daran schließen sich Beiträge über Theodor W. Adorno und Alphons Silbermann an. Die Abschnitte 4 - 6 präsentieren dann neuere Ansätze. Den Anfang bildet hier ein Abschnitt über die Thematisierung von Musik in der Postmoderne. Das Buch 'Die Erlebnisgesellschaft' von Gerhard Schulze wird im sechsten Kapitel als Hauptbezugspunkt einer stärker empirischen Soziologie kultureller Praktiken behandelt. Den Abschluß bildet eine Behandlung systemtheoretischer Arbeiten. In dem letzten materialen Teil unserer Arbeit versuchen wir dann aus den Ergebnissen der Teile 1 - 6 Schlußfolgerungen für unsere Fragestellung zu ziehen.¹ Darüberhinaus ziehen wir Erfahrungen aus dem anwendungsorientierten Teil unserer Veranstaltung mit ein und gehen auf mögliche von uns

in der Konzeption vernachlässigte Ansätze ein. Außerdem werden wir in diesem Teil sehen, ob sich Typiken der besprochenen Ansätze erkennen lassen. Damit sind Strukturmerkmale der unterschiedlichen Musiksoziologien gemeint, d.h. theoretische Strukturen, die wiederkehren und vergleichbar sind, wenn sich Soziologen mit Musik beschäftigen. Dieser Teil dient dazu zu vermeiden, daß die beziehungslose Nebeneinanderreihung deskriptiver Teile sich bis an die Grenze der Aussagenlosigkeit bewegt, denn tausend nicht miteinander in Beziehung gesetzte Entwürfe von Musiksoziologie sind so gut wie gar keine Entwürfe.

Schütz — Musik
als Darstellung
der Alltagswelt
und Ausdruck des
alltäglichen Lebens

Über Alfred Schütz und dessen Beschäftigung mit der Musik zu schreiben, bedeutet vor allem, den Rahmen eines phänomenologischen Zugangs zu wählen. Von ihm gibt es zwei bekanntere Publikationen, die hier Berücksichtigung finden. Beide sollen unter der gewählten Fragestellung ausschnittsweise vorgestellt werden.

Der Text „Gemeinsam musizieren“ soll dabei bevorzugt behandelt werden, weil er aufgrund seines genuin theoretischen Aufbaus inhaltlich eine



generalisierbare Antwort auf die eingangs formulierte Frage leistet als der musikhistorische Text „Mozart und die Philosophen“.²

In dem Text „Gemeinsam musizieren“ werden von Schütz drei Bereiche angesprochen, die für die phänomenologische Beschreibung der Musik konstitutiv sind. Zum ersten ist damit der Bereich der Musiksoziologie gemeint, d.h. die Analyse der „sozialen Beziehungen zwischen den Teilnehmern am Musikprozeß“ (vgl. Schütz, 1972, S. 129). Und obwohl die Analyse dieser Beziehungen für Schütz die Voraussetzung für jede weitere Forschung auf diesem Gebiet darstellt, wird sie in diesem Text außen vor gelassen. Der zweite Bereich besteht in einer Phänomenologie des musikalischen Erlebens, d.h. einer basalen Beschreibung der Struktur der Musik im allgemeinen. Auf eine solche geht Schütz kurz ein. Der dritte Bereich und das Hauptinteresse dieses Textes behandelt die Grundproblematik des Kommunikationsprozesses, d.h. des musikalischen Handelns als sozialem Handeln. Im folgenden sollen die letzteren zwei Bereiche kurz skizziert werden, wobei der dritte Bereich den meisten Raum einnehmen wird.

Schütz geht davon aus, daß mit der Musik im allgemeinen Sinnzusammenhänge kommuniziert werden, welche nicht mittels begrifflicher Schemata mitteilbar sind und somit auch nicht mittels dieser Schemata

kommuniziert werden können. Dennoch sind diese Sinnzusammenhänge Gegenstand von Kommunikation und werden als solche auch als kommunizierter Sinn verstanden. Insofern ist musikalisches Handeln ebenso sinnvolles soziales Handeln. In den meisten Beschreibungen des Kommunikationsprozesses wird nach Schütz die soziale Interaktion als Situation beschrieben, in der sich die Teilnehmer eines gemeinsamen Ausdrucks- und Auslegungsschemas bedienen, um miteinander zu kommunizieren. Die Existenz eines semantischen Systems³ wird dabei immer als von Anfang an als gegeben vorausgesetzt. In dem kommunikativen Prozeß scheint der kommunizierte Sinn dabei mit dem semantischen System zu verwachsen, d.h. in bezug auf die gewöhnliche Sprache scheint die Vermittlung eines Sinnzusammenhangs mit der begrifflichen Sprache notwendig und mit strenger Allgemeinheit untrennbar verbunden zu sein.

Die These, daß Sinn ohne die Annahme eines begrifflichen Systems kommuniziert werden kann, führt Schütz jedoch zu der gegenteiligen Überlegung, inwieweit dies auf den allgemeinen Bereich des sozialen Handelns Auswirkungen zeigt. Konkret bedeutet dies die Frage, ob grundsätzlich allen sozialen Beziehungen noch etwas vorausgeht, daß der begrifflichen Kommunikation als nicht-begriffliche Vorannahme vor-

angestellt, aber nicht immanent ist, also sozusagen die Bedingung der Möglichkeit von begrifflicher Kommunikation darstellt. Er kommt zu dem Ergebnis, daß jeder Kommunikation etwas vorausgeht, was er das „wechselseitige Sich-aufeinander-Einstimmen“ nennt und mittels dessen das „Ich“ und das „Du“ der beteiligten Subjekte als ein „Wir“ erfahrbar wird und damit eine gemeinsame lebendige Gegenwart erlebbar wird.⁴

Für Schütz ist es instruktiv, zum Zweck der Vertiefung dieser Annahme die Struktur der sozialen Beziehung zwischen Komponisten und „Zuhörer“ zu beschreiben, wobei der Zuhörer den Spieler, Hörer und Leser der Musik umfaßt. Um diese Beziehung beschreiben zu können, wendet sich Schütz vorher der Phänomenologie des Musikerlebens zu, d.h. der Analyse der Struktur der Musik. Musik ist „eine sinnvolle Ton-Zusammenstellung in der inneren Zeit“ (vgl. Schütz, 1972, S.141), eine Gegebenheit in Bergsons *Durée*. Musik existiert in der Form des Bewußtseinsstromes des Komponisten wie des Zuhörers, insofern das Zusammenspiel von Retentionen, Erinnerungen und Antizipationen die sukzessiven Elemente der Musik miteinander verbindet und somit die Verbindung der musikalischen Gedanken des Musikstücks möglich macht. Musik wird zwar als Geschehen der äußeren Zeit produziert,

d.h., um Musik entstehen zu lassen, bedarf es des Spielens eines Instrumentes, des Abspielens eines Plattenspielers, des Einhaltens eines Rhythmus usw.; also alles Geschehnissen, die in der äußeren Zeit ablaufen und mit Uhren oder Metronomen erfassbar sind. Die Art und Weise, in der die Musik kommuniziert wird, ist dennoch die innere Zeit, in der sie fließt, sie ist dem inneren Zeitempfinden des Komponisten und Zuhörers gleich. Die soziale Beziehung zwischen Komponist und Zuhörer besteht nun darin, daß - obwohl in der äußeren Zeit eventuell durch Jahre, Generationen oder Jahrhunderte getrennt - sich eine Quasi-Gleichzeitigkeit des Bewußtseinstroms vollzieht, d.h. der Zuhörer vollzieht Schritt für Schritt den wahrgenommenen Verlauf des musikalischen Gedankens nach. Dieselbe Zeitform verbindet damit den Zuhörer mit dem Komponisten und konstituiert eine abgeleitete Form der lebendigen Gegenwart, der „Wir“-Gemeinsamkeit. Diese Synchronizität der Bewußtseinsströme vollzieht sich nach Schütz nun ebenso zwischen Leser und Schreiber eines Briefes, zwischen Autor und Student eines wissenschaftlichen Werkes usw. Das Besondere aber in der Beziehung zwischen Komponist und Zuhörer ist, daß der kommunizierte musikalische Gedanke ausschließlich durch das Eintauchen in den Fluß der Musik erfaßt werden kann, die Synchro-

nizität der Bewußtseinsströme muß jedesmal wieder Schritt für Schritt geleistet werden, die Bedeutung des Musikstücks ist nicht anders erfassbar, als daß der sukzessive Nachvollzug der Musik in der inneren Zeit immer wieder neu erbracht wird. Der Inhalt eines Briefes oder eines wissenschaftlichen Werkes kann dagegen, nachdem er einmal polytheistisch, d.h. Schritt für Schritt nachvollzogen wurde, monothetisch erfaßt werden, d.h. die Bedeutung und der Sinn des Briefes oder wissenschaftlichen Werkes kann bei wiederholter Beschäftigung mit ihnen, unabhängig von den einzelnen Schritten erfaßt werden, die diese Bedeutung konstituieren. Mit der monothetischen Erfassung eines Sinns kann derselbe also auf den Begriff gebracht werden. Die Erfassung des Sinns kann folglich als die Diffe-

renz zwischen Prozeß und Inhalt begriffen werden, wohingegen in der Musik der musikalische Inhalt nicht von dem Prozeß des Musikerlebens trennbar ist.

Eine in seinem Aufsatz vertretene These ist, „daß sich jene im Einleitungsabschnitt genannte Beziehung des Wechselseitig-sich-aufeinander-



Einstimmens, die Erfahrung des ›wir‹, die Teilhabe am Erlebnis des anderen in der inneren Zeit, im Durchleben einer gemeinsamen lebendigen Gegenwart konstituiert; dies ist das Fundament aller möglichen Kommunikation. Die Besonderheit des musikalischen Kommunikationsprozesses besteht wesentlich im

polythetischen Charakter des Kommunikationsinhaltes, d.h. in der Tatsache, daß der Fluß der musikalischen Ereignisse und die Tätigkeiten, durch die sie kommuniziert werden, in die „Dimension der inneren Zeit gehören“ (vgl. Schütz, 1972, S.145). Der musikalische Kommunikationsprozeß hat also als charakteristisches Merkmal „die gemeinsame Teilhabe am Fluß des musikalischen Inhalts“ (vgl. Schütz, 1972, S.145), der sich in der inneren Zeit entfaltet, gleichgültig ob der musikalische Inhalt sich lediglich in der Erinnerung des Zuhörers, durch Lesen der Partitur oder mit Hilfe hörbarer Töne ereignet. Schütz widerspricht an dieser Stelle Husserl, welcher nach Schütz behauptet, daß eine Sinfonie nur durch die Aufführung eines Orchesters existiert.

Die herausragende soziale Funktion des ausübenden Künstlers in diesem Kommunikationsprozeß besteht in der Vermittlertätigkeit zwischen Komponist und Hörer. Mit der Neuschöpfung des musikalischen Inhalts erzeugt er die Gleichzeitigkeit seines eigenen Bewußtseinsstroms mit dem des Komponisten und ermöglicht damit auch dem Hörer, diese Gleichzeitigkeit herzustellen. Dabei ist diese Beziehung zwischen Interpret und Hörer allen Intensitätsvariationen unterworfen, von der kleinen intimen Aufführung in einer realen Gesichtsfeldbeziehung bis zur Anonymität einer Schallplatte. Für

den erreichten Effekt der Quasi-Gleichzeitigkeit der inneren Dauer ist dies nicht ausschlaggebend, denn „In allen diesen Fällen sind ausübender Künstler und Hörer ›aufeinander eingestimmt‹, durchleben denselben Fluß, werden miteinander älter solange der Musikprozeß dauert.“ (vgl. Schütz, 1972, S.146) Da dieses Gegenseitige-Aufeinander-Eingestimmt-Sein sowohl für die äußere Zeit der Aufführung als auch für den Nachvollzug des musikalischen Inhalts in der inneren Zeit gilt, gründet für Schütz die soziale Beziehung zwischen ausübendem Künstler und Zuhörer auf der gemeinsamen Erfahrung des gleichzeitigen Lebens in der inneren als auch äußeren Zeit.⁵ Zusammenfassend resümiert Schütz das Gesagte folgendermaßen: Alle Kommunikation hat ein wechselseitiges Sich-aufeinander-Einstimmen zwischen Kommunikator und Adressaten zur Voraussetzung. Indem die reziproke Teilhabe am Erlebnisfluß des anderen als „Wir“ empfunden wird, wird intersubjektivität möglich, denn nur durch diese Gemeinsamkeit wird das Verhalten des anderen für den auf ihn eingestimmten Partner sinnvoll, d.h. die äußeren Verhaltensweisen des anderen können als Ausdruck von Ereignissen in seiner inneren Zeit interpretiert werden, wobei es durchaus zu Fehlinterpretationen kommen kann.

Schließlich läßt sich festhalten:

„Miteinander zu kommunizieren setzt deshalb die gleichzeitige Teilhabe der Partner in verschiedenen Dimensionen der äußeren und inneren Zeit voraus - kurz das gemeinsame Älter-Werden. Dies scheint für alle Arten der Kommunikation zu gelten, für die *wesentlich polythetischen ebenso wie für die, welche Sinn durch Begriffe vermitteln* - d.h. diejenigen, bei denen das Resultat des Kommunikationsprozesses *monothetisch* erfaßt werden kann.“ (vgl. Schütz, 1972, S. 150)

In der Publikation „Mozart und die Philosophen“ analysiert Schütz die (Opern)Kunst Mozarts.⁶ Die besondere Kunst Mozarts besteht in der Darstellung der sozialen Alltagswelt. Die geschaffenen gesellschaftlichen Situationen auf der Opernbühne werden zum einen in ihrer objektiven Bedeutung im Gesamtzusammenhang der Handlung verständlich, zum anderen in den verschiedenen Bedeutungen, die die identische Situation für die verschiedenen Charaktere der Handlung hat. Und obwohl die dargestellten Situationen typisierte Rahmen für typische Ereignisse sind und die Einstellungen in den Situationen ebenfalls typisiert sind, werden sie unter Mozarts Federführung individuell, einzigartig und besonders. Dies ist aber die genaue Darstellung der Grundstruktur des sozialen Alltagslebens. Situationen müssen von den in sie hineintretenden Subjekten definiert werden,

besitzen einen typenhaften Charakter und haben dabei aber eine einzigartige und individuelle Bedeutung für die beteiligten Individuen. Die Beziehungen zu den Mitmenschen, die wechselseitigen Auslegungen der Situationen bestimmen den subjektiven Sinn dieser Situation für die Subjekte mit. Diese Struktur des wechselseitigen Auslegens der typischen und doch individuellen Situation ist eine Grunderfahrung der Alltagswelt. Daher, folgert Schütz, sei *„Mozarts dramatische Kunst eher eine Darstellung der Grundstruktur des sozialen Lebens ist als eine Nachahmung der Natur“* (vgl. Schütz, 1972, S. 169). Diese Darstellung des Sozialen geschieht dabei nicht nur durch die subjektive Sinndefinition der Handelnden auf der Bühne, sondern gleichfalls dadurch, daß der Zuschauer an diesem Prozeß teilhat. Möglich ist dies für Mozart durch genuin musikalische Hilfsmittel, die hier nicht vollständig aufgeführt werden sollen. Als ein Hilfsmittel hat das Orchester dabei die doppelte Funktion, eine objektive Interpretation der Geschehnisse auf der Bühne zu liefern und eine intersubjektive Gemeinschaft zwischen den Personen auf der Bühne und den Zuhörern entstehen zu lassen. Durch die Aufführung wird die Bühnenwelt von der Wirklichkeit der Alltagswelt strikt getrennt, gleichzeitig aber die Quasi-Gleichzeitigkeit der inneren *durée* des Zuschauers mit den inne-

ren Ereignissen der Bühnencharaktere in einem einheitlichen Strom des Musikprozesses hergestellt. Die Zuhörer haben unmittelbar Teil an den intersubjektiven Beziehungen, in denen die Charaktere der Bühne involviert sind, und das ist das entscheidende Merkmal Mozarts Opernkunst. Der einheitliche Bewußtseinsstrom führt zu dem Gefühl des „Wir“: *„Statt ihrer verschiedenen Reaktionen auf die gemeinsame Situation, statt ihrer individuellen Charakteristiken, handeln sie gemeinsam, fühlen sie gemeinsam, wollen sie gemeinsam als Gemeinschaft, als ein Wir“* (vgl. Schütz, 1972, S.172) handeln. Wenn gleich Schütz sofort einwendet, daß damit keine harmonische Welt gemeint ist⁷, denn: *„Das heißt natürlich nicht, daß sie dasselbe mit der gleichen Intensität tun, fühlen oder wollen. (...) Aber selbst im Gegeneinander sind sie in einer gemeinsamen intersubjektiven Situation, in einem Wir, einander verbunden.“* (vgl. Schütz, 1972, S.172) So ist für Schütz das Hauptthe-

Die *Max-Weber-Studiengruppe* bildete sich ursprünglich als Lesegruppe. Am Ende ihres ersten Semesters (WS 1994/95) beschlossen die künftigen Teilnehmer einen wöchentlichen Lesezirkel einzurichten, um Texte nicht nur zu lesen, sondern auch ausgiebig zu diskutieren. Gegenstand dieser Lektüre waren zunächst Schriften Max Webers. Die *Soziologischen Grundbegriffe* wurden sehr eingehend behandelt, und man versuchte insbesondere mit Schaubildern und dezidiertem Analyse einzelner Sätze dem tieferen Sinn des Geschriebenen über einen Zeitraum mehrerer Wochen auf den Grund zu gehen. Danach entschied man sich für eine thematische Fortführung der Bemühungen und näherte sich Theorien, die die Entstehung des Kapitalismus zu beschreiben versuchen, nicht ohne den maßgebenden Beitrag des Namensgebers der Studiengruppe in dieser Fragestellung auch hier noch einmal durch entsprechende Lektüre zu würdigen. Selbst nachdem man wußte, wie der Kapitalismus entstanden ist, konnte man Max Weber nicht vergessen. Es bildeten wiederum seine rationalen und soziologischen Grundlagen den Ausgangspunkt für eine Behandlung dessen, was insbesondere in Anschluß an Weber, als Musiksoziologie entstand. Den Abschluß unseres selbstgeleiteten Studierens bildete unser Angebot einer Veranstaltung zur Musiksoziologie im Sommersemester 1997. Dank gilt hier Petra Ahrweiler, die sich der Lektüre daraus entstandener Hausarbeiten bereitwillig aussetzte (nicht nur zum Schein - aber auch). Seit Ende dieses Semesters weilt diese Studiengruppe jetzt also nicht mehr unter uns. Das nicht aufgehörende Verlangen einiger Teilnehmer im Ausland studieren zu wollen sowie drohende Studienabschlüsse lassen eine Wiederbelebung auch nicht im Bereich des Möglichen erscheinen.

ma Mozarts:

„das metaphysische Mysterium der Existenz eines menschlichen Universums der reinen Sozialität, die Erforschung der mannigfaltigen Formen, in denen der Mensch seinem Mitmenschen begegnet und Wissen über ihn erlangt. Die Begegnung von Mensch zu Mensch in einer menschlichen Welt ist Mozarts Hauptproblem. Dies erklärt die große Humanität seiner Kunst. Seine Welt bleibt Menschenwelt, selbst wenn das Transzendente in sie einbricht“ (vgl. Schütz, 1972, S.172f.).

Theodor W. Adorno,
Alphons Silbermann:
*Normative
Musiksoziologie?
Eine Kontroverse
um Musikerleben
und musikalisches Kunstwerk*

Die beiden einflußreichen theoretischen Konzeptionen musiksoziologischen Bemühens, die im folgenden verhandelt werden sollen, die Arbeiten des Philosophen, Musiktheoretikers und Soziologen Adorno und des Kultursoziologen Alphons Silbermann, bilden aufschlußreich kontroverse Positionen zur Verortung dessen, was Musiksoziologie sei. Ist für Adorno das autonome Kunstwerk der archimedische Punkt, an dem seine Rezeptionspraxis und die gesellschaftlichen Verhältnisse ihrer Entstehung zu messen sind, so sollte

der Soziologe im Sinne Alphons Silbermanns sich versagen, die Frage danach, was Musik sei, überhaupt zu stellen. Musik als Gegenstand der Soziologie erscheint demnach in den Formen ihrer Vergesellschaftung dort, wo sie soziales Ereignis wird. Gegenstand der Musiksoziologie ist damit nicht die Frage, was Musik sei, sondern wo und von wem sie gehört wird. Musiksoziologie ist damit Soziologie des Musikerlebens.

Adorno (vgl. Adorno, 1975; S 17) hält dem Konzept des „Musikerlebens“ entgegen, daß sowohl empirische, meßbare Indikatoren von Musikwahrnehmung als auch deren Verbalisierungen wenig valide Indikatoren ästhetischen Erlebens sind, insbesondere dann, wenn die Hörer nicht über einschlägige Terminologie und Vorbildung verfügen. Alle sozialen Erscheinungen musikalisches Erlebens werden daher zu Sekundärphänomenen, so daß das von Silbermann als Primäres apostrophierte Musikerleben sich als „höchst Abgeleitetes“ (ebd., S. 268) erweist. Somit „scheint die Differenzierung der musikalischen Erfahrung mit Rücksicht auf die spezifische Beschaffenheit des Gegenstandes, an der das Verhalten ablesbar wird, die fruchtbarste Methode, um in jenem Sektor der Musiksoziologie, der die Menschen und nicht die Musik an sich behandelt, über Trivialitäten hinauszugelangen“ (ebd., S 17). Es ist also zunächst festzuhalten, daß hier vom

musikalischen Kunstwerk und, wie im folgenden noch zu sehen sein wird, seiner technischen, immanenten Struktur ausgegangen wird. Musikalisches Erleben legitimiert sich durch Adäquatheit zum Gegenstand. Anhand der Nähe oder Ferne des Hörers zum adäquaten Musikerleben lassen sich dann idealtypisch Hörertypen spezifizieren, die Indikatorfunktion haben, nicht bezogen auf soziale Lagen, sondern auf gesellschaftliche Bedingungen der Produktion 'falschen Bewußtseins'. Der Experte selbst ist damit zunächst das Ideal des Hörers; zu strukturellem Hören befähigt, ist er in der Lage, beim unmittelbaren Hören sowohl die musikalische Struktur als auch ihre immanente Entwicklungslogik zu erfassen und aktiv nachzuvollziehen. Da dies einen optimalen Stand musikalischer Bildung erfordert und damit nur auf dem Niveau des selbst Initiierten, Muskschaffenden möglich ist, spielt der Experte eine quantitativ geringe Rolle neben dem „guten Zuhörer“, der seinerseits eine verschwindende Spezies darstellt. Er verfügt über die Muße des gewissenhaften Amateurs, die aber ihrerseits von den Leistungs- und Produktionsbedingungen einer bürgerlichen Gesellschaft bedroht ist und so zu einer zunehmenden Konsumorientierung führt, die sich auch auf den Bildungsbereich erstreckt. Dies geht mit einer Fetischisierung äußerer, meßbarer Leistung und Technik im

Musikalischen einher - Bewunderung des Virtuosen, des Instruments, der großen Interpretenpersönlichkeit (vgl. Adorno, 1975, S 21). Eine andere Spielart konsumorientierten Musikerlebens ist die Fixierung auf emotionale Stimulation. Der emotionale Hörer reagiert auf bestimmte Aspekte, wie etwa Melodie, Orchestrierung, Musikbeispiele, die „Wiedererkennungswert“ besitzen, als Auslösereize für Emotionen, die aufgrund von Deprivation in anderen Lebensbereichen fehlen und die Wahrnehmung musikalischer Strukturzusammenhänge verdecken. Haben die bisher erläuterten Typen Affinität zum Bürgertum, so ist nach Adorno emotionales Hören in angelsächsischen Ländern, wo der strikere zivilisatorische Druck zum Ausweichen in „unkontrollierbar inwendige Gefühlsbereiche nötigt“ (Adorno, 1975, S 22) und slawischen, insbesondere Rußland anzutreffen, dessen musikalische Produktion auf die Bedürfnisstruktur des emotionalen Hörers abgestimmt sei.

Als eine konservative Reaktion auf Kulturvermarktung regregiert der „Ressenthörer“ auf vormoderne Musik. Dem gehobenen Kleinbürgertum entstammend, von Abstieg und Existenznot bedroht, wird eine puritanische Fixierung auf vorklassische Musik und deren Aufführungspraxis zur Utopie einer vorindividuellen, ehemals heilen Welt. Die Anhänglichkeit an erstarrte musika-



sche Idiome bringt den Ressenthörer in Verwandtschaft zum Jazzfan, in dem sich nach Adorno regressiv-autoritäre Züge mit Protest mischen, dessen formelhaft fixierte Ausdrucksformen ihn jedoch alsbald in Konformität umschlagen lassen. Auch der Hörer, der Musik nur zur Ablenkung hört, oder gar der offensive Musikfeind sind in Adornos Sinne psychoanalytische Pathologien, deren Auswirkungen im Musikerleben manifest werden.

Es dürfte kein Zufall sein, daß dieser populär gewordene Teil der Musiksoziologie Adornos Affinitäten zu den sozialpsychologischen Studien der kalifornischen Gruppe um Frenkel-Brunswik et al. zur autoritären Persönlichkeit aufweist, ein Projekt, an dem Adorno maßgeblich beteiligt war (Adorno, 1950). Die Erfahrungen mit dem deutschen Faschismus hatten die Frage aufgeworfen, ob es Persönlichkeitsmerkmale gibt, die zu antidemokratischem und faschistischem Verhalten prädestinieren. Dies führte zum Konstrukt der statusängstlichen Persönlichkeit, die rigide und stereotyp im moralischen Urteil sei, Ambiguität und Gefühle meide, zur Ablehnung und Unterdrückung von „out-groups“ neige und übertriebenes Interesse an äußerlichen sexuellen Vorgängen an den Tag lege. In Anlehnung an Freud wurde eine libidinöse Entwicklungsstörung als Ursache angenommen. Auch die Hörertypen tendieren im

Spektrum vom Experten bis zum Musikfeind zunehmend zu autoritärem Anpassungsverhalten und Konformität, werden zunehmend manipulierbarer und zum unteren Ende der Typologie hin unemotionaler. Die Ambiguität i.S. von wahrgenommener Komplexität im Musikerleben reduziert sich ebenfalls bis hin zum einfachsten Schematismus. Es erscheint in diesem Lichte nicht unplausibel anzunehmen, daß das theoretische Konstrukt hinter der von Adorno vorgeschlagenen Typologie mit der autoritären Persönlichkeit identisch ist. Im Kontext seiner musiksoziologischen Überlegungen führen diese Persönlichkeitseigenschaften demnach zu inadäquatem Hören. Für den Ansatz insgesamt ist dabei problematisch die Definition dessen, was adäquates Hören sei. Führt man sich vor Augen, daß die zentrale Leistung strukturellen Hörens nur von musikalischen Experten, die damit auf der Produktionsseite gesellschaftlicher Vermittlung von Musik anzusiedeln sind, geleistet werden kann und das mithin der Soziologe, der über Soziologie der Musik zu forschen gedenkt, von dieser Voraussetzung ausgeschlossen bleibt, so ergibt sich, daß Musiksoziologie im Sinne dieser Konzeption ortlos ist. Diese Subjektivitätsaporie begleitete die kritische Theorie bereits in der „Dialektik der Aufklärung“ (Adorno, 1989). Wurde hier eine übergreifende Herr-

schaft instrumenteller Vernunft diagnostiziert, war gleichzeitig die Basis für eine kritische Theorie der Gesellschaft entzogen, die Anspruch auf Vernünftigkeit und nicht zuletzt auf ein Publikum erheben wollte. Nicht nur aus diesem Grunde dürfte Adornos Konzeption mit Skepsis zu betrachten sein. Die Hypostasierung des Kunstwerks zur letzthinigen Begründungsinstanz macht das, was Adorno Soziologie nennt, metaphysikverdächtig. Das einstige Kronjuwel musikwissenschaftlicher Theoriebildung, der Werkbegriff, ist nicht zuletzt deswegen zunehmend unter Beschuß geraten. Daß das „Kunstwerk“ und seine Rezeption diskursive Leistungen seien, die das Produkt sozialer Interaktion sind, wird zunehmend angemerkt und gibt zugleich dem soziologischen Blick auf Musik die Perspektive sozialer Vermittlung zurück (vgl. Hüppe, 1994).

Alphons Silbermann (1963), der in respektvoller Weise Adornos Werk gewürdigt hat (vgl. Silbermann, 1969), verweist demgegenüber auf Simmels Aufsatz „Psychologische und ethnologische Studien über Musik“ (Simmel, 1887). In Simmels Verständnis erscheint Musik als Produkt sozialer Beziehungen. Sie erscheinen in verschiedensten sozialen Kontexten und Manifestationen und führen von Adornos Sichtweise fort, daß der Wert eines Kunstwerks in sich selbst liegt und vom kompetenten Einzel-

nen goutiert wird.

„Grob skizziert, wird hiermit die Musik innerhalb der Gesellschaft als ein Ausdruck der Substanz einer Gesellschaft gesehen, d.h. als ein Aspekt der sozialen Beziehungen zwischen Einzelpersonen selbst, als ein Aspekt der Beziehungen zwischen diesen und den Kommunikationsmustern, welche diese Beziehungen aufrechterhalten, strukturieren und umstrukturieren. Es wird also, was uns hier besonders interessiert, die Musik in den Kontext sozialer Beziehungen und in die Mitte des Kommunikationsinhalts plaziert, ein Unterfangen, welches sich in immer verfeinerter Weise bis auf die heutigen Trends der Musiksoziologie ... feststellen läßt“ (Silbermann, 1963; S. 434).

Daß Musik ein soziales Phänomen darstellt, impliziert, daß sie eine Interaktion zwischen produzierenden und konsumierenden sozialesmusikalischen Gruppen darstellt. Dies führt auf die zentrale Kategorie musiksoziologischen Denkens nach Silbermann: das Musikerlebnis.

Musikerleben ist der organisierende Prozeß, der die Formation, Interaktion und Stabilisierung/Destabilisierung sozialesmusikalischer Gruppen bedingt. Hierin verknüpft sich die Betrachtung der Musik mit der der Gesellschaft. Und selbstverständlich ist auch das Musikerlebnis des Ein-

zelen Produkt sozialer Prozesse. Es ist aufschlußreich sich vor Augen zu führen, daß die an früherer Stelle erwähnte Kritik Adornos am Konzept des Musikerlebnisses dieses nicht als soziales Ereignis begreift, sondern lediglich als Problematik der Erfassung subjektiver ästhetischer Erfahrung. Demgegenüber scheint Silbermanns auf Simmel basierende Überlegung zum Musikerlebnis in überzeugender Weise soziologische und musikalische Perspektive zu verknüpfen.

Schlußbemerkung

Nachdem wir nun einiges über musiksoziologische Ansätze gelesen und diskutiert haben, scheinen wir genau bei dem angekommen zu sein, was uns die „Einführungen in die Musiksoziologie“ versprochen haben: „Was Musiksoziologie ist oder sein kann, steht nicht fest“ (Dahlhaus 1974, S. 11), sie präsentiert sich in unvergleichbarer Buntscheckigkeit und Vielfalt, sowohl hinsichtlich der Forschungsobjekte und -methoden als auch der Art und Qualität der Theoriebildung (vgl. Kaden 1985, S.20). Musiksoziologie als Spiegel der Postmoderne? Ist es wirklich undenkbar bzw. völlig unangemessen, Musiksoziologie definieren zu wollen?

In unseren abschließenden Bemerkungen wollen wir versuchen einen

Bereich zu beschreiben, der in allen Ansätzen, die wir behandelt haben, thematisiert wird. Damit scheint ein Thema angesprochen zu sein, um das alle Autoren, die sich in irgendeiner Weise zur Musiksoziologie äußern, zu kreisen scheinen, was somit eventuell als Spezifikum von Musiksoziologie angesehen werden kann: das Musikerlebnis!

Für Schütz besteht die Besonderheit des musikalischen Kommunikationsprozesses im polythetischen Charakter des Kommunikationsinhaltes, also darin, daß der Fluß der musikalischen Ereignisse und die Tätigkeiten, durch die sie kommuniziert werden, in die Dimension der inneren Zeit gehören (vgl. Schütz 1972a, S. 145). Die soziale Beziehung zwischen Komponist und Zuhörer besteht darin, daß - obwohl in der äußeren Zeit eventuell durch Jahre, Generationen oder Jahrhunderte getrennt - sich eine Quasi-Gleichzeitigkeit des Bewußtseinsstroms vollzieht. Das besondere dieser Synchronität der Bewußtseinsströme ist, daß der kommunizierte musikalische Gedanke ausschließlich durch das Eintauchen in den Fluß der Musik erfaßt werden kann. Die Bedeutung des Musikstücks ist nicht anders erfahrbar, als daß der sukzessive Nachvollzug

der Musik in der inneren Zeit immer wieder neu erbracht werden muß. Mit diesen Formulierungen beschreibt Schütz, daß die Besonderheit des musikalischen Kommunikationsprozesses eben darin liegt, daß der musikalische Inhalt nicht von dem Prozeß des Musikerlebnisses trennbar ist. Musikerlebnis ist somit Bedingung für musikalische Kommunikation.

Webers angedeutete Konzeption ei-



der sukzessive Nachvollzug Hagenbruchstr. 7 33602 Bielefeld Tel. 17 50 49

ner Musik- bzw. Kunstsoziologie hätte wahrscheinlich die Wechselbeziehungen zwischen dem eigenen, wie dem epochalen emotionalen Ausdrucksstreben, also den momentanen persönlichen Lebensgefühlen, die sich ja in Erlebnissen manifestieren, auf der einen, den überpersönlichen „gesellschaftlichen Ordnungen und Mächten“ auf der anderen Seite zum Gegenstand gehabt.

Schulze hat mit dem Titel seiner Arbeit schon die zentrale Perspektive seiner Untersuchung benannt: Die Erlebnisgesellschaft. Sein Ziel ist es die bundesrepublikanische Gesellschaft unter dem Einfluß der Erlebnisorientierung zu beschreiben, wobei das spezifische Musikerleben eines Milieus eine Klassifikationskomponente unter anderen darstellt.

Für Silbermann ist die zentrale Kategorie musiksoziologischen Denkens das Musikerlebnis. Da es seiner Ansicht nach nicht in den Aufgabenbereich des Soziologen fällt, der Frage was Musik sei nachzugehen, bleibt in der Perspektive Silbermannschen Denkens lediglich die Frage nach Formen der Vergesellschaftung, die durch Musik vermittelt sind. An die Stelle der Frage, was Musik sei, tritt die Frage danach wo sie stattfindet und von wem sie gehört wird. Dadurch wird Musikerleben zum konstituierenden Prozeß soziumusikali-

scher Gruppen, was den Blick auf Regelmäßigkeiten im Musikerleben und ihre Indikatorfunktion für soziale Lagen eröffnet. Dieser Gedanke findet sich, wenn auch nicht systematisch ausgeführt, in den einschlägigen Überlegungen Adornos, der beispielsweise den von ihm postulierten Ressentimenthörer mit seinem Konstrukt des statusängstlichen Kleinbürgers identifizierte. Adorno lehnte indessen Musikerleben als soziologische Kategorie mit der Begründung ab, es handle sich dabei um eine subjektive ästhetische Erfahrung; es ist also zu beachten, daß sich Adornos Kritik auf den mangelnden sozialen Gehalt des Musikerlebens beruft, der indessen von den anderen hier angeführten Autoren behauptet wird. Mit Recht, unseres Erachtens, da selbst Adornos eigene Hörertypologie aus idealtypischen Aussagen über Regelmäßigkeiten des Musikerlebens von Gruppen besteht, die zumindest Adornos Vermutungen nach sozialstrukturell abgrenzbar wären. Wir sehen hierin eine möglicherweise unfreiwillige Konvergenz der beiden sonst recht heterogenen Überlegungen Silbermanns und Adornos.

Rotters Position ist der Adornos darin ähnlich, daß Musikerleben primär im subjektiv-ästhetischen Erleben besteht oder, in Rotters Terminologie, primär personalfunktionale und weniger sozialfunktionale Erforder-

nisse erfülle und daher innerhalb der Soziologie nur geringe Beachtung erfahren habe.

Wenn wir nun abschließend der Frage nachgehen wollen, warum gerade Musik für eine soziologische Betrachtungsweise interessant sein könnte, ist es unserer Meinung nach instruktiv, sich die Definition von sozialer Beziehung zu betrachten.

„Soziale Beziehung« soll ein seinem Sinngehalt nach aufeinander gegenseitig e i n g e s t e l l t e s und dadurch orientiertes Sichverhalten mehrerer heißen. Die soziale Beziehung b e s t e h t also durchaus und ganz ausschließlich: in der C h a n c e, daß in einer (sinnhaft) angebbaren Art sozial gehandelt wird, einerlei zunächst: worauf diese Chance beruht. [...]

Fehlen der Beiderseitigkeit aber soll, nach unserer Terminologie, die Existenz einer 'sozialen Beziehung' nur dann ausschließen, wenn sie die Folge hat: daß ein Aufeinander b e z o g e n - s e i n des beiderseitigen Handelns tatsächlich fehlt. Alle Arten von Uebergängen sind hier wie sonst in der Realität die Regel“ (Weber 1980, S.567 - 569).

Nach dieser Definition ist Musik bzw. musikalische Kommunikation eine soziale Beziehung.

Ein Komponist komponiert ein Werk gewöhnlich für eine Aufführung, er komponiert für Hörer und Interpreten. Ein Musiker interpretiert Werke,

er gibt Ideen und Vorstellungen des Komponisten weiter oder moduliert sie, so daß schon eine soziale Beziehung zwischen Musiker und Komponist besteht, wenn der Erstgenannte allein, ohne Zuhörer in seiner Kammer üben würde. Wenn eine Person Musik hören möchte, muß sie entweder selbst zu einem Musikinstrument greifen oder in eine Situation gelangen, in der etwas für sie gespielt wird. In allen Fällen ist das Aufeinanderbezogensein ein Wesensmerkmal von Musik. Selbst wenn jemand allein auf einem selbstgebaute Musikinstrument irgendwelche Töne in einer gewissen Reihenfolge produziert, erklingen Töne, die beabsichtigt oder nicht von anderen gehört werden können. Erst wenn diese Person sich an einen gewiß menschenleeren Ort oder in einen schalldichten Raum begibt, ist keine soziale Beziehung mehr vorhanden, aber gleichzeitig dürfte diese Situation kaum anregend für soziologische Überlegungen zur Musik sein. Möglicherweise liegt hier gerade die Berechtigung von Adornos subjektivistischer Deutung des Musikerlebens: Subjektiv wird Musik dort gehört, wo sich der Einzelne entschließt, ein gegebenes Stimulusmaterial als Musik zu goutieren; wird diese Auffassung von anderen Personen geteilt, darf von einer sozialen Konstruktion des Musikerlebens ausgegangen werden, das heißt, daß Musik nicht nur soziale

Prozesse konstituiert, sondern ihrerseits konstitutiv von einer sozialen Definition dessen, was Musik sei, bedingt ist.

Wie andere Begebenheiten erhalten soziale Beziehungen dann einen gewissen relevanten Realitätsgehalt, wenn sie in größeren sozialen Kontexten stattfinden, weil die Sicherheit des Stattgefundenen durch die anderen bestätigt bzw. ausgehandelt werden kann.

Wenn man nun mit Schütz davon ausgeht, daß die Besonderheit des musikalischen Kommunikationsprozesses im Wesentlichen im polythetischen Charakter des Kommunikationsinhaltes besteht, das heißt, daß es damit zu einer Quasi-Gleichzeitigkeit des inneren Bewußtseinsstroms aller Beteiligten kommt, dann kommt es wohl zu dem, was man als Unmittelbarkeit bezeichnet. „Die Art der Gegebenheit einer Sache oder einer Erkenntnis, die ohne die Vermittlung einer besonders überzeugenden Wahrnehmung, bzw. einer begrifflichen Klärung, Begründung, Beweisführung usw. von evidenter Klarheit erscheint“ (Philosophisches Wörterbuch, Alfred Kröner Verlag Stuttgart 1969, S.631). Daher, daß die Beteiligten wissen, daß alle das gleiche erleben, können sie auch an den korrespondierenden Verhaltensweisen teilnehmen und sich dem, was sie erleben mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit sicher sein, so daß durch die sozialen Kontextbedingungen das er-

zeugt wird, was für viele Menschen die absolute Besonderheit von Musik ausmacht. •

Literatur

Adorno, Theodor W.: Einleitung in die Musiksoziologie, Frankfurt/M 1975.

Adorno, Theodor W.: Dialektik der Aufklärung, Frankfurt/M 1989.

Adorno, Theodor W. / Frenkel Brunswik, Else / Levinson, Daniel J. / Sanford, R. Nevitt: The Authoritarian Personality ; New York 1950.

Dahlhaus, Carl: Das musikalische Kunstwerk als Gegenstand der Soziologie, in: International Review of the Aesthetics and Sociology of Music, S. 11 - 26, 1974.

Grathoff, Richard: Milieu und Lebenswelt. Einführung in die phänomenologische Soziologie und die sozialphänomenologische Forschung, Frankfurt/M, 1989.

Hüppe, Eberhard: Ästhetische Technologie in der Musik, Folkwangtexte, Essen 1994.

Kaden, C.: Musiksoziologie, Wilhelmshaven, 1985.

Rotter, Frank: Musik als Kommunikationsmedium - Soziologische Medientheorien und Musiksoziologie, Duncker & Humboldt, Berlin 1985.

Schütz, Alfred: Gemeinsam Musizieren, in: Gesammelte Aufsätze II.

Studien zur soziologischen Theorie, Arvid Broderon (Hrsg.), S.129-150, 1972a.

Schütz, Alfred: Mozart und die Philosophen, in: Gesammelte Aufsätze II. Studien zur soziologischen Theorie, Arvid Broderon (Hrsg.), S.151-173, 1972.

Silbermann, Alphons: Zur Stellung der Musiksoziologie, in: Positionen und Provokationen zur Massenkommunikation und Kunstsoziologie: Aufsätze und Abhandlungen aus vier Jahrzehnten, Studienverlag Brockmeyer, Bochum 1989.

Silbermann, Alphons: Die Pole der Musiksoziologie, KZfSS 1963, S. 425-446.

Silbermann, Alphons: Theodor W. Adornos musiksoziologisches Ver-

mächtnis, KZfSS 1969, S. 713-716.

Simmel, Georg: Psychologische und ethnologische Studien über Musik, Zeitschrift für Völkerpsychologie Vol. 13, 1887.

Simmel, Georg: Über soziale Differenzierung, Gesamtausgabe Band 2, Frankfurt/M 1989.

Weber, Max: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1980.

Fußnoten

1 In diesen „Auszügen“ unserer Arbeit haben wir lediglich Auszüge aus den Teilen über Schütz, Adorno und Silbermann aufgenommen. Wer Interesse an einem oder mehreren Teilen der gesamten Arbeit hat, kann

sich gerne bei uns über die Redaktion der *sozusagen* (oder direkt) melden.

2 aus: Schütz, Alfred: Gesammelte Aufsätze II. Studien zur soziologischen Theorie, hg. von Arvid Broderon, 1972.

3 Schütz schränkt in diesem Text den Begriff der Semantik auf die zeichenhaften Sinnverweise des sprachlichen Ausdrucks ein. vgl. auch Grathoff, Richard: Milieu und Lebenswelt. Einführung in die phänomenologische Soziologie und die sozialphänomenologische Forschung, Frankfurt, 1989, S. 218

4 vgl. Schütz, Alfred: Gemeinsam Musizieren, S.129-132

5 vgl. Schütz, Alfred: Gemeinsam Musizieren, S.140-146

„Fremdenhaß“, „Fremdenfeindlichkeit“, „Angst vor Überfremdung“ – Schlagworte momentan nahezu alltäglicher Diskussionen. Unhinterfragt bleibt dabei allzuoft, was das überhaupt ist, der / die / das Fremde, da im Alltagswissen Fremdheit immer schon kategorisiert ist. Husserl hat dabei schon in seinen Cartesianischen Meditationen darauf aufmerksam gemacht, daß der / die / das Fremde jedweder Erkenntnis und Aneignung widersteht, da Fremdheit annulliert wird, sobald sie vorgeblich begriffen und präsent gemacht wird, so daß die Frage nach Fremdheit nicht „was?“ sondern nur „wie?“ lauten kann, d.h. wie ist der / die / das Fremde als Fremde/r gegeben.

Ausgehend von dieser Schwierigkeit wollen wir uns in der Studiengruppe „Repräsentationen des Fremden“ den derzeitigen soziologischen Diskursen zum Thema „Fremdheitswahrnehmungen und -erfahrungen“ nähern. Den Ausgangspunkt bilden dabei klassische soziologische Texte von Alfred Schütz und Georg Simmel, an deren Anschluß protosoziologische Texte zur Phänomenologie (Waldenfels) und zur Hermeneutik (Cuttandin) des Fremden sowie zur Fremdheit in der Postmoderne (Bauman) besprochen werden sollen. Einen nächsten Schwerpunkt bilden soziologische Abhandlungen zur Konstruktion von Fremdheit und Identität (Hahn), Differenz und Vertrautheit (Nassehi), sowie zur Indifferenz des Fremden in der Weltgesellschaft (Stichweh), bevor wir uns mit eher substantiellen Problemen von Fremdheit beschäftigen wollen, d.h. mit der Insider-Outsider Problematik (Elias/Scotson) und den Strategien der Ausgrenzung von „Fremden“. Abschluß des Seminars wird ein Block zur kulturwissenschaftlichen Konstruktion von Fremdheit bilden, in dem die Selbstreflexion ethnographischen Schreibens (z.B. Geertz u. Clifford) thematisiert werden soll.

Eine Literaturliste sowie ein detaillierter Semesterplan liegen vor, was aber nicht bedeutet, daß Änderungswünsche grundsätzlich unberücksichtigt bleiben.

Interessierte können sich melden bei: Ulrich Vogel, Tel. 0521/122716

Termin: Mo, 18-20 Uhr, U3-211, Lehrgebiet: Allgemeine Soziologie, Betreuer: Stefan Hirschauer.

„DIE WELT IST GRÖßER, ALS DASS SIE IN EINEM KOPFE PLATZ HÄTTE“

Ein Interview mit Franz-Xaver Kaufmann

geführt am 9. Juni 1998 von der Studiengruppe Sozialpolitik

(Frank Berner, Klemens Kleiser, Meei-Seh Lin, Hsiu-Ching Lo und Michael Scherf)

Es war nicht leicht, einen Termin für dieses Interview zu vereinbaren und Ihre Sekretärin hat uns erzählt, daß Sie im Moment mehr Anfragen für Vorträge als je zuvor bekommen. Haben Sie daneben überhaupt noch Zeit, an eigenen Projekten zu arbeiten?

Ja, die Frage ist berechtigt, vor allem, wenn man sie mit der zweiten Frage nach meinen Vorhaben zusammen sieht. Ich habe in den letzten Monaten mehrere Aufsätze und Vortragsmanuskripte geschrieben, bin also durchaus produktiv gewesen. Darunter ist auch ein Aufsatz über Geldprobleme, ein Thema, auf das ich im Zusammenhang mit der Vorlesung gestoßen bin, die Sie besucht haben.¹ Außerdem war ich viel unterwegs, aufgrund der von außen an mich herangetragenen Anforderungen. Das waren nicht primär von mir selbst geplante Zeitabläufe. Um mir Zeit frei zu halten für das Projekt, auf das es mir ankommt und über das wir ja auch noch sprechen werden, habe ich mich entschlossen, eine Einladung für das nächste Jahr ins Wissenschaftskolleg nach Berlin anzunehmen.

Wir finden es spannend, wenn Sie etwas zu den Sachen sagen könnten, die Sie bisher gemacht haben. Wir haben den Eindruck, daß das eher fragmentarische und kleinere Projekte sind. Wie ergibt sich so eine Entwicklung, wenn Sie heute zurückschauen? Gibt es Phasen, in denen Sie sich mal mehr mit Familie beschäftigten und dann mal mehr mit dem Wohlfahrtsproblem und dann wieder mehr mit demographischen Sachen? Oder purzelt das alles kunterbunt durcheinander?

Nein, ich habe immer versucht Schwerpunkte zu setzen, aber aufgrund der Außenanforderungen ist das natürlich so eine Sache. Ich habe in den letzten Jahren im wesentlichen drei Gebiete bearbeitet: 1. Familiensoziologie und Familienpolitik, 2. Religionssoziologie, Wertewandel u.ä. bis in den Bereich der Sozialethik und 3. den Bereich Sozialpolitik und Sozialstaat. Von außen betrachtet sind das völlig unterschiedliche Themen und Netzwerke, in denen ich da stehe und von denen ich in Anspruch genommen werde. Aber aus meiner Perspektive bestehen da durchaus inhaltliche Zusammenhän-

ge.

Für mich ist das Thema ‚Familie‘ so gut wie abgeschlossen. Hiermit habe ich mich von 1974-78, während meines Vorsitzes im Wissenschaftlichen Beirat für Familienfragen und erneut ab 1982 mit meinem Engagement für das Institut für Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik beschäftigt, bis etwa 1994. Dies ging mit meinen Beiträgen zum Fünften Familienbericht der Bundesregierung und mit dem Buch über die Zukunft der Familie² zu Ende. Jetzt will ich mich auf Arbeiten aus dem Bereich ‚Sozialpolitik und Wohlfahrtsstaat‘ konzentrieren.

Sie denken dabei an eine Theorie des Wohlfahrtsstaates. Wie ist eine solche kohärente Theorie des Wohlfahrtsstaats mittlerer Reichweite denkbar?

Wenn ich das schon wüßte (lacht). Denkbar ist sie schon, ob sie zu denken und zu schreiben ist, das ist die Frage. Zur Beschäftigung mit Sozialpolitik kam ich durch den Umstand, daß Schelsky mich engagierte, damit ich mich um ein Forschungsprojekt „Reaktionen und Motivationen der Bevölkerung gegenüber sozialpoliti-

schen Umverteilungsmaßnahmen“ kümmern, das er von der DFG eingeworben hatte. Als dies lief, konnte ich danach machen was ich wollte. Daraus ist dieses Sicherheitsbuch als meine Habilitationsschrift entstanden.³ Was ich jetzt vorhabe, nimmt diese Denklinie wieder auf: Die meisten Versuche einer theoretischen Befassung mit dem Verhältnis von Staat und Sozialpolitik denken in einer bestimmten disziplinären Richtung. Die ersten waren die Staatsrechtler um die Mitte des letzten Jahrhunderts, dann kamen die Ökonomen, und seit etwa 1970 sind die Soziologen und Politikwissenschaftler in der Vorhand. Dabei wird der ökonomische und der juristische Aspekt unterbelichtet. Bei einer Theorie wohlfahrtsstaatlicher Entwicklung geht es aber gerade um die evolutionäre Vorteilhaftigkeit der Sozialpolitik im Zuge der Ausdifferenzierung von Staat, Marktwirtschaft und dem Bereich der privaten Reproduktion, also um das Problem der Kombination unterschiedlicher ‚Logiken‘ gesellschaftlicher Teilsysteme, wie sie sich auch in den diesbezüglichen Wissenschaften ausdrücken. Die Arbeit an meiner Habilitationsschrift hat bis heute meine theoretische Perspektive sehr stark bestimmt. Also die Auseinandersetzung mit der Differenzierungstheorie, etwa parallel zu Luhmann, dessen „Grundrechte als Institution“ ich damals noch nicht kannte. Vor allem

mit Durkheim, Simmel und Elias habe ich mich in dem Zusammenhang auseinandergesetzt. Außerdem habe ich mich kritisch an Gehlen abgearbeitet, denn Schelsky war ja ein Gehlen-Schüler. Es war eine Institutionentheorie, die zu statisch war. In meinem Sicherheitsbuch habe ich die These vertreten, daß man nicht mehr, wie vor allem Gehlen meinte, das Individuum als etwas betrachten darf, das sich von den Institutionen konsumieren lassen muß, sondern daß das Charakteristische der modernen Gesellschaften gerade darin besteht, daß sich individuelle Systemreferenzen und soziale Systemreferenzen auseinanderentwickeln. Simmel war der erste, der das sehr deutlich gesehen hat.

Sie haben gerade die Klassiker erwähnt, an denen Sie sich auch abgearbeitet haben, Durkheim und Simmel und Elias. Die Beschäftigung mit Simmel ist uns neu, wir haben in Ihren Schriften bisher keine Hinweise auf Simmel gefunden. Wer viel öfter auftaucht, ist Parsons. Bei so manchem Schema von Ihnen bekommt man den Eindruck, daß Sie stark von Parsons beeinflusst waren, da sich die Parsonsche Einteilung in die vier Bereiche: Wirtschaft, Politik, Kultur und Integration wiederfindet. Auch Solidarität ist für Sie ein wichtiger Begriff.

Ich habe zwar Parsons sporadisch in der Habilitationsschrift zitiert, aber mit Parsons habe ich mich erst später

befaßt. Und zwar sehr schnell nachher, als ich im erstem Jahr nach meiner Habilitation eine Vorlesung über Theorien gesellschaftlicher Differenzierung hielt. Im Rahmen dieser Vorlesung habe ich mich dann erstmals auch mit Parsons relativ gründlich auseinandergesetzt. Es ist aber sicher richtig, daß bei mir im Unterschied zu Luhmann, der sich ja kritisch an Parsons abgearbeitet hat, die Themen, die bei der Parsons-Kritik von Luhmann unter den Tisch fallen, wie Integration, wie die Konstitution von Identität, die Bedeutung von Werten und so weiter, daß diese Themen bei mir eine größere Rolle gespielt haben. Aber auch Luhmann war für mich in der Folge immer eine Größe, an der ich mich orientiert habe, mal affirmativ, mal kritisch.

Sie ziehen den Begriff des „wohlfahrtsstaatlichen Arrangements“ dem des „Wohlfahrtsstaates“ vor. Welches sind die Vorteile des von Ihnen präferierten Begriffes?

Damit will ich ausdrücken, daß der Staat mit Bezug auf die Wohlfahrtsproduktion eine eher indirekte, aber strukturierende Rolle spielt.

Der Sozialstaat gerät mehr und mehr unter Druck. Als einen wichtigen Grund nennen Sie immer wieder die Internationalisierung der Finanzwirtschaft und den damit verbundenen Autonomieverlust von Nationalstaaten.

Welcher Stellenwert und welche Aufgaben kommen Phänomenen wie Kohäsion oder auch Solidarität angesichts dieser Entwicklung noch zu?

Sie haben vielleicht gesehen, daß ich in „Aus Politik und Zeitgeschichte“ kürzlich einen Aufsatz über Globalisierung und Gesellschaft veröffentlicht habe, wo ich auf dieses Thema auch ein wenig eingegangen bin.⁴ Eine sich vollständig atomisierende Gesellschaft ist nicht denkbar, und als Weltgesellschaft ist sie noch weniger denkbar denn als nationale Gesellschaft. Man muß eher davon ausgehen, daß die soziale Wirklichkeit noch mehr Ebenen bekommt. Die gesellschaftliche Evolution zeigt sich in der Emergenz immer zusätzlicher Ebenen sozialer Wirklichkeit. Das ist meine Grundvorstellung. In diesem Sinne konstituiert sich jetzt zunehmend auf Weltebene eine neue Wirklichkeit, die man tatsächlich als mondiaal bezeichnen kann. Aber diese macht natürlich weder den Nationalstaat überflüssig, noch macht sie regionale oder lokale Formen des Zusammenlebens oder erst recht familiäre Formen des Zusammenlebens überflüssig. Die Differenzierung schreitet eben nicht nur als eine funktionale, sondern auch als Ebenendifferenzierung fort. Da ist meines Erachtens das Luhmannsche Schema zu einfach, das nur die Ebenen Interaktion, Organisation, Gesellschaft kennt. Für Luhmann mag

das, was dazwischen liegt, keine eigenständige theoretische Dignität haben. Aber ich frage mich schon, ob nicht Netzwerke von Organisationen etwas anderes als Organisationen sind, um nur ein Beispiel zu nennen. An der Analyse der Steuerungsbedingungen interorganisatorischer Netzwerke haben wir uns seinerzeit in unserer ZIF-Forschungsgruppe versucht.⁵

Kommen wir auf die Kohäsion und Solidarität.

Hier müssen wir wieder unterscheiden. Der Begriff Solidarität kann ja sehr Unterschiedliches meinen. Ein Anliegen meines soziologischen Arbeitens ist es, Sachverhalte zu beschreiben und nicht nur irgendein Wort in den Raum zu stellen. Man muß also genauer fragen, was mit den Begriffen Kohäsion und Solidarität gemeint ist. Wenn man Solidarität so interpretiert, wie ich es in dem Ihnen bekannten Aufsatz getan habe,⁶ so wird es solche Phänome-

Die Studiengruppe Sozialpolitik ging aus einem der letzten Seminare bei Franz-Xaver Kaufmann hervor (Bericht über dieses Seminar in der Reihe Studienlabor). Nachdem Kaufmann emeritiert wurde, wollten wir in Eigenregie, aber eng an Kaufmanns Arbeiten angelehnt, an sozialpolitisch-soziologischen Fragestellungen weiterarbeiten. Wir trafen uns zweiwöchentlich am Abend, reihum bei den Leuten zuhause, und verbrachten die ersten drei Monate damit, unser Arbeitsfeld abzustecken. Wir stellten fest, daß wir bei der Diskussion über sozialpolitische Probleme immer wieder über das Phänomen „Solidarität“ stolperten und beschlossen, uns zunächst eingehender und systematisch mit diesem Thema zu beschäftigen (ein nachträgliches Produkt dieser Arbeit ist ein Essay über Solidarität und Moral, der in der nächsten Ausgabe abgedruckt wird). Wir erarbeiteten einen Arbeitsplan für die nächsten vier, fünf Monate, und legten ihn dann Franz-Xaver Kaufmann vor mit der Einladung, doch an unseren Treffen teilzunehmen. Zu unserer großen Freude kam er tatsächlich mehrere Male, beteiligte sich an unseren Diskussionen und bereicherte die Abende mit vielen Anregungen und Anekdoten. Wir gingen arbeitsteilig vor, die Idee war, jedesmal ein kurzes Input-Referat von jeder Person zu hören — eine aufwendige Arbeitsweise, die auch nicht immer durchgehalten werden konnte. Um Ergebnisse nicht zu verschleudern, schrieben wir Protokolle. Zwischendurch ähnelten die Treffen einem studentischen sozialpolitischen Kolloquium, wenn wir Hausarbeiten, eine Examensarbeit in progress oder Promotionsvorhaben besprachen oder gemeinsam Prüfungsthemen vorbereiteten. Wir trafen uns fast über ein Jahr hinweg regelmäßig, auch während der vorlesungsfreien Zeit. Die letzte gemeinsame Aktion der Studiengruppe war die Vorbereitung und Durchführung des in diesem Heft abgedruckten Interviews mit Herr Kaufmann. Seitdem hat sich — bedingt durch Auslandsaufenthalte und abgeschlossene Examen oder Prüfungen — die Gruppe mehr oder weniger aufgelöst.

ne immer weiter geben, und es kommt ihnen durchaus steuerungstheoretische Relevanz zu. Großräumige Kohäsion im Sinne mechanischer Solidarität von Durkheim, d.h. die weiträumige Wirksamkeit sozialer Ähnlichkeiten, ist dagegen rückläufig. Angesichts des hohen Grades ihrer Komplexität ist es ja ganz erstaunlich, was für ein Maß an Kohäsion Nationalstaaten zustande gebracht haben. Und daß diese nationalstaatliche Kohäsion unter dem Einfluß der sogenannten Globalisierung an relativer Bedeutung verlieren wird, scheint mir ziemlich klar zu sein. Aber auch dann bleiben die Kategorien wichtig, um solche Phänomene auch beschreiben zu können.

Es gibt verschiedene Steuerungsmechanismen, Solidarität ist einer davon. Wenn wir Sie in Ihrem jüngsten Buch⁷ recht verstanden haben, sehen Sie als Ergebnis dieser Globalisierungsdiskussion, daß wirtschaftliche Vorgänge sehr stark auf internationaler Ebene plaziert werden und daß sich die Chancen auf Durchsetzung des Sozialstaates verschlechtern haben. Ist damit ein Verweis gegeben, daß sich der Einfluß des Steuerungsmechanismus Solidarität verringert hat?

Ja, Sie finden in diesem Buch eine Passage darüber. Ich versuche, Entsolidarisierungsprozesse auf drei verschiedenen Ebenen anzuspre-

chen. Meine These ist, daß wir nicht auf eine total individualisierte oder atomisierte Gesellschaft hinauslaufen, sondern wir laufen auf eine Form menschlichen Zusammenlebens zu, die auf einer Differenzierung von Solidaritäten beruht, wobei die Systemreferenz mal weiträumiger, mal engräumiger sein kann. Und je nachdem in bezug auf welche Systemreferenz ich mich verhalte, entwickle ich dann auch durchaus partikuläre Solidarität, die aber unter bestimmten Bedingungen mit anderen Solidaritäten in Konflikt gerät. Das Unbehagen, das der Kommunitarismus artikuliert, ist auf diese wachsende Indifferenz der Solidaritäten zueinander zurückzuführen.

Wenn es Differenzierung von Solidarität gibt, wird dann Steuerung nicht viel schwieriger, kann man dann noch von Steuerung reden, wenn Solidarität ein Steuerungsmedium ist?

Das kommt darauf an, wie Sie den Steuerungsbegriff fassen. Wenn Sie den Steuerungsbegriff im Mayntzschschen Sinne fassen, dann haben Sie vollkommen recht. Verstehen Sie aber unter Steuerung eher das Problem der Koordination von Handlungen, wie ich es eigentlich denke, dann ist solidarische Steuerung weiterhin möglich, vor allem in überschaubaren Gruppen wie z.B. Regierungsrunden oder Komitees. Handlungskoordination findet immer

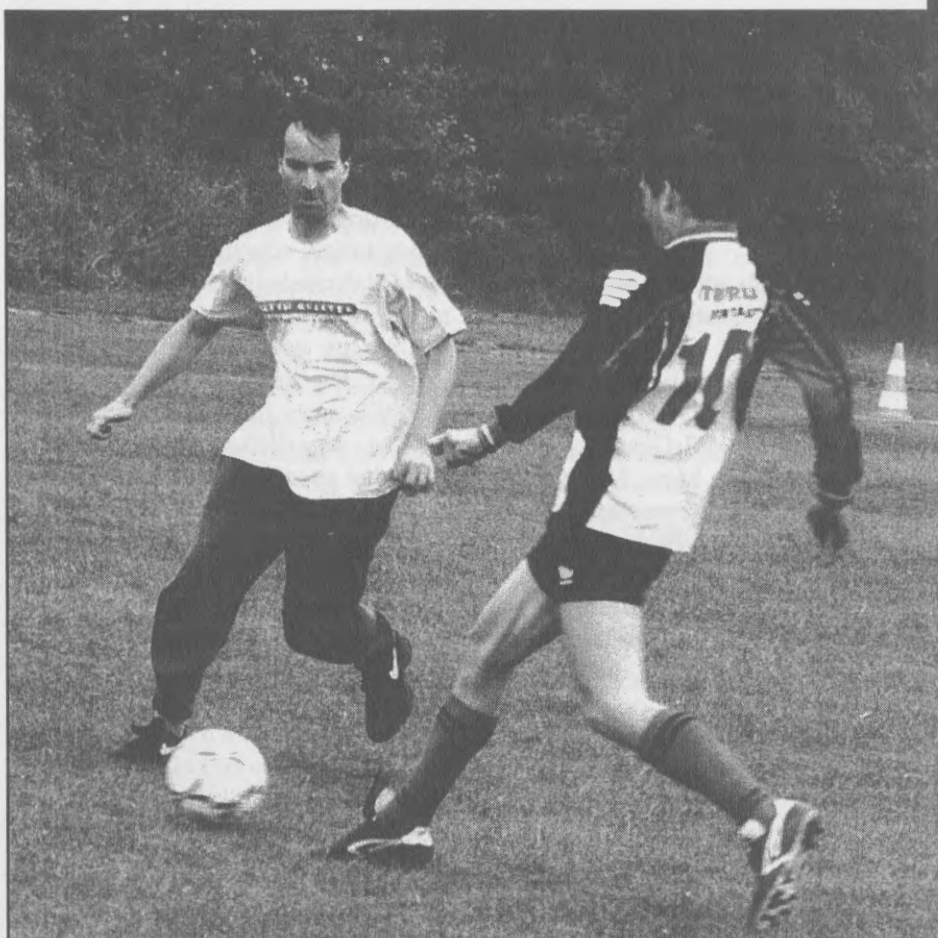
statt, aber es wird schwieriger, Handlungskoordination von einem bestimmten Zentrum her zu denken. Bisher ist der Nationalstaat eine Art „Schicksalsraum“ gewesen. Eben dieser Aspekt des Staates als Raum eines gemeinsamen Schicksals aller Bürger löst sich tendenziell auf oder wird zum mindesten schwächer. Was wird aus der EU? Wird die EU auf die Dauer so etwas wie ein funktionales Äquivalent für den Nationalstaat, also ein „Schicksalsraum“ werden? Insoweit das der Fall wäre, könnte man dann auch wieder mit herkömmlichen Kategorien einer, quasi „substantialisierten Gesellschaftstheorie“ arbeiten. Darüber, ob der Begriff der Weltgesellschaft tragfähig ist, bin ich noch sehr skeptisch. Jedenfalls bedeutet dann Gesellschaft etwas ganz anderes, als es bisher bedeutet hat.

Der Wohlfahrtsbegriff wurde in letzter Zeit stark erweitert. Häufig taucht in diesem Zusammenhang der Begriff „Synergie“ auf. Auch Sie haben diesen Begriff des öfteren verwendet. Was ist unter dem Begriff „Synergie“ zu verstehen? Wie läßt sich das Zustandekommen von Synergie erklären?

Der Synergiebegriff hat für mich (im Gegensatz zum Begriff der Kooperation) ein evolutives Moment, daß also mit Bezug auf bestimmte strukturelle Konstellationen oder institutionelle Gegebenheiten ihre Folgen sich

im Zeitablauf wechselseitig in günstiger Weise ergänzen. Man kann historisch feststellen - das läßt sich differenzierungstheoretisch schön zeigen -, daß sehr viele Dinge, die häufig als Gegensätze gesehen wurden, keine Gegensätze, sondern komplementäre Entwicklungen gewesen sind. Zum Beispiel kann man eine gleichzeitige Steigerung von Selbststeuerungskapazitäten und Fremdsteuerungskapazitäten im Zuge der Modernisierung beobachten. Aber die gesamte ideologische Diskussion geht immer um Fremdsteuerung oder Selbststeuerung. Doch der Witz ist - und das ist für mich eine der zentralen Begründungen des evolutionären Erfolges der wohlfahrtsstaatlichen Entwicklung - daß sie die Steigerung von beidem ermöglicht. Und daß deshalb auch die Alternative Markt versus Staat eine falsche Alternative ist.

Mit dem Begriff der Synergie komme ich auf die Frage des Wohlfahrtspluralismus bzw. des wohlfahrtsstaatlichen Arrangements zurück. Solange wir nur vom Wohlfahrtsstaat her denken, überlasten wir den Staat mit Zumutungen einer Wohlfahrtsverantwortung, der er nie gerecht werden konnte. Wir müssen das Problem komplexer denken. Wir müssen den Zusammenhang zwischen den unterschiedlichen institutionalisierten Formen menschlichen Zusammenlebens, die für die menschliche Wohlfahrt relevant sind, begrei-



fen. Als solche institutionalisierten Formen lassen sich dann eben Staat, Marktwirtschaft, private Haushalte und ein intermediärer Bereich erkennen. Der intermediäre Bereich ist sehr unterschiedlich strukturiert, hat aber viel mit dem Aufkommen von Sozialpolitik zu tun, und der Begriff der „Assoziation“ entstand nicht von ungefähr etwa zur gleichen Zeit. Das

Moment des freien Zusammenschlusses faßt wahrscheinlich am meisten von diesen unterschiedlichen Phänomenen. Der Begriff „dritter Sektor“ ist ja so nichtssagend.

Bei Ihnen spielt der Staat eine Sonderrolle bei der Wohlfahrtsproduktion. In anderen wohlfahrtspluralistischen Ansätzen wird der Staat gleichberechtigt

behandelt als ein Sektor neben anderen. Adalbert Evers und Thomas Olk zum Beispiel grenzen sich in dieser Hinsicht explizit von Ihnen ab.⁸ Bei Ihnen jedoch hat der Staat schon noch die herausragende, die steuernde und die verantwortliche Stellung?

Ja. Und deshalb spreche ich nach wie vor von „wohlfahrtsstaatlichem Arrangement“ und nicht von „wohlfahrtsgesellschaftlichem Arrangement“. Denn damit würde man wenig gewinnen, weil Gesellschaft so ziemlich alles sein kann. Ich verfolge zwei Erkenntnisinteressen: Ich will erstens zeigen, daß es unterschiedliche Formen moderner Vergesellschaftung gibt, die sich dadurch unterscheiden, in welchem Ausmaß die Unabhängigkeit von Staat und Wirtschaftssystem institutionalisiert ist. Wir haben eine weitgehende Unabhängigkeit in dem realtypischen USA-System, wir haben eine weitgehende Verknüpfung in den sozialistischen Staaten gehabt, und wir haben den Bereich der europäischen Staaten, wozu sich zunehmend auch einige außereuropäische Staaten zählen, in denen ein relativ komplexes Verhältnis von Staat und Wirtschaft institutionalisiert wurde, das es genauer zu bestimmen gilt. Dieses komplexe Verhältnis fällt bei der Dichotomie Markt versus Staat immer zwischendurch. Und genau dies ist mein Anliegen, die kontinentaleuropäischen Verhältnisse als eine ei-

genständige Vergesellschaftungsform moderner Art herauszuarbeiten. Mein zweites Erkenntnisinteresse bezieht sich dann auf die innere Konstitution und damit die spezifischen Probleme dieses Vergesellschaftungsmodus. Für diese innere Konstitution scheint mir der Begriff „wohlfahrtsstaatliches Arrangement“ hilfreich zu sein, weil er deutlich macht, daß hier unter dem Einwirken des Staates, also durch Sozialpolitik, aber natürlich auch durch andere staatliche Interventionen, sich eine spezifische Form des assoziativen Sektors herausgebildet hat, die in einem engen Zusammenhang mit staatlicher Regulierung steht, aber vom Staat analytisch zu trennen ist. Das Paradox oder das „Misleading“ ist eben, daß in England das, was ich ‚Sozialsektor‘ nenne, „welfare state“ genannt wird. Welfare state ist dort der National Health Service, dazu gehört das Bildungswesen oder die Wohnungspolitik. Mir geht es gerade darum, zu zeigen, daß diese Einrichtungen nicht notwendigerweise staatlich sind. Das kann staatlich, kann aber ebenso gut gemeinnützig oder kann sogar unter Umständen marktwirtschaftlich organisiert sein. Wir müssen den Begriff „Staat“ ernst nehmen im Sinne jener zentralen Form einer kollektiven Willensbildung mittels Gesetzen und einer Durchsetzung dieser Gesetze, notfalls mit legaler Macht. Ich versuche also, einen ganz traditionellen

Staatsbegriff beizubehalten, der aber im Falle der wohlfahrtsstaatlichen Entwicklung sich einer wohlfahrtsstiftenden Programmatik unterwirft und nicht nur etwa die Programmatik der Sicherheit nach innen und außen vertritt, wie der liberale Staat. Um das deutlich zu machen, versuche ich diesen Begriff „wohlfahrtsstaatliches Arrangement“ zu verwenden, der im Prinzip die gleichen Phänomene thematisiert wie der Begriff des „welfare-mix“. Dabei muß man sehen, daß jedenfalls in England der assoziative Wohlfahrtsbereich ganz unterentwickelt ist. Und auch im skandinavischen Raum gibt es diesen assoziativen Wohlfahrtsbereich kaum. Das, was in der internationalen Diskussion um Wohlfahrtsstaatlichkeit heute als große Entdeckung gefeiert wird, haben die Deutschen schon immer gehabt. Und einiges müssen natürlich auch die Deutschen lernen, zum Beispiel daß Grundsicherung für alle wichtiger wäre als eine staatlich garantierte Aufbausicherung nur für eine immer kleiner werdende Fraktion der Bevölkerung.

Das hört sich alles ein bißchen danach an, als ob es bei der Frage der Wohlfahrtsproduktion vor allem darauf ankommt, das institutionelle wohlfahrtsstaatliche Arrangement zu finden, bei dem am meisten positive - wie Sie sagen - nicht-intentionale Effekte entstehen. Ist das eine Frage des Ausprobierens? Oder

gibt es Rahmenbedingungen, an die das Arrangement immer wieder angepaßt werden muß oder sich selber anpaßt? Wie ist da die Entwicklung?

Diese Frage möchte ich nicht direkt beantworten, sondern hier muß ich auf mein Verständnis vom Verhältnis von Theoriearbeit und praktischer Politik zu sprechen kommen. Auch dazu gibt es übrigens eine Art Schlüsselaufsatz, also wenn Sie so wollen, mein Programm, mit dem ich angetreten bin.⁹ Da ist auch ein größerer Abschnitt drin über die Frage nach der Bedeutsamkeit der Sozialwissenschaften für die soziale Praxis. Dabei bin ich - heute noch stärker als damals, aber es ist dort auch schon angelegt - zu einer konstruktivistischen Auffassung dieses Problems gekommen. Man muß davon ausgehen, daß alle Menschen letztlich in geistigen Konstruktionen die Wirklichkeit wahrnehmen und dann aufgrund solcher Konstruktionen auch handeln: "If men define situations as real, they are real in their consequences", das berühmte Thomas-Theorem. Unsere Aufgabe ist, daß wir im Zweifelsfall zur Definition von handlungsrelevanten Situationen beitragen. Das ist die verbreitetste Form, in der Sozialwissenschaft praktisch wirksam wird, daß man mit neuen Begriffen und Perspektiven im Kopf konkrete Probleme anders sieht. Also nur als Beispiel: Ein Begriff von mir hat ja ziem-

lich Karriere gemacht, nämlich die „strukturelle Rücksichtslosigkeit der Gesellschaft gegenüber der Familie“. Ob dieser Begriff analytisch so stark ist, das läßt sich bezweifeln, aber daß es ihm gelingt, das Unbehagen über die Lebensverhältnisse der Familien in Deutschland besser auf den Begriff zu bringen als der frühere Begriff der Kinder- oder Familienfeindlichkeit - das ist plausibel. Denn man findet ja die Kinderfeinde nirgends. Mein Begriff ist weniger moralisierend, aber soziologischer. Das Problem ist, daß die Eltern für die Kindererziehung keinen Gegenwert bekommen, wenn das nicht als eine produktive Angelegenheit öffentlich anerkannt wird. Im Sinne der Marktwirtschaft ist Kindererziehung unproduktiv, wie Friedrich List sagte: „Wer Schweine erzieht, ist ihr ein produktives, wer Kinder erzieht, ein unproduktives Mitglied der Gesellschaft“. Da habe ich versucht, einen Diskurs in Gang zu bringen, der tatsächlich in der Öffentlichkeit rezipiert worden ist, und der die Problemwahrnehmungen verändert hat. Ein Kritiker könnte sagen, daß das nur eine Anwendung von viel allgemeineren Luhmannschen Vorstellungen sei (die Codes autopoietischer Systeme sind gegenüber ihrer Umwelt indifferent) - was ich gar nicht bestreite. Aber es geht darum, Brückenkonzepte zwischen Wissenschaft und einer spezifischen Praxis zu formulieren, die sich für eine be-

stimmte Situation, in der wir leben, als aufschlußreich erweisen. Deshalb kann ich es mir nicht leisten, mir über die Probleme in Japan oder in Nigeria den Kopf zu zerbrechen, ich verstehe ja doch nichts davon, sondern meine Bringschuld als Soziologe ist in dem Lande, in dem ich lebe. Hiervon verstehe ich etwas, und dazu habe ich vielleicht etwas zu sagen. Man muß in der Anwendung von Sozialwissenschaft Konzepte entwickeln, die man mit Bezug auf konkrete Situationen verantworten kann, auch wenn sie vielleicht wis-

AJZ Druck & Verlag
33607 Bielefeld
Heeper Str. 132
Tel./Fax 0521/17 72 39



Offset-Druck
Plakate bis Din A 1
Bücher, Broschüren,
Zeitungen, Handzettel
Falzen, Heften und Binden

senschaftlich nicht so anschlussfähig sind wie gewisse allgemeinere Konzepte. Wo jedoch das konkrete Diagnosevermögen der Sozialwissenschaftler gefragt ist, muß ich mich einer Sprache bedienen, die von den praktisch Handelnden als problemaufschließend für ihre Situation empfunden wird. Und der Erfolg liegt darin, ob diese sagen, daß sie die Dinge damit klarer sehen als vorher.

Aber oft ist doch gerade die Fremdwahrnehmung einer SozialwissenschaftlerIn sehr geschätzt, wir kennen das von Diskussionen über Berufungen. Jemand aus dem Ausland, der deutsche Verhältnisse mit einer fremden Perspektive reflektiert, für den diese Strukturen nicht das Natürlichste der Welt sind, ist doch oft gerade deswegen gefragt.

Dazu würde ich mich auf Simmels Exkurs über den Fremden berufen wollen. Der Soziologe hat eigentlich die Stellung des Fremden in seiner Gesellschaft, also desjenigen, der nicht kommt und geht, sondern der bleibt. Aber der aus einem anderen Kontext herkommt. Der nicht total verstrickt ist mit der gegebenen Wirklichkeit, sondern Nähe und Distanz verbindet. Deshalb würde ich auch sagen, jeder gute Soziologe muß einen biographischen Bruch haben. Wie er das macht, das ist verschieden. Der eine hat Probleme mit seinem Elternhaus gehabt, der ande-

re lebt mal ein paar Jahre im Ausland, der dritte wechselt die beruflichen Kontexte. Man muß einmal aus seinen Selbstverständlichkeiten herausgeworfen worden sein, sonst kann man nicht Soziologe werden. Und das ist sogar die Kunst, Distanz und Vertrautheit miteinander zu verbinden. Das bedeutet Reflexion.

Sie haben gesagt, daß man als Soziologe Ideen produzieren sollte, die man auch verantworten kann. Aber man weiß ja vorher nicht, ob man es hinterher verantworten kann. Und wenn es um Wohlfahrt geht, wenn Wohlfahrt eine Problemformel öffentlicher Kommunikation ist, dann ist man auch einfach nur ein Teilnehmer neben anderen an einer Aushandlung.

Ich würde Ihnen recht geben. Unser Vorteil als Soziologen kann sein - ist es leider aber nicht bei allen - daß man dank einer genügenden theoretischen und historischen Bildung nicht so gegenwartsbefangen ist. Wenn ich beispielsweise die Begriffs- und Problemgeschichte von Wohlfahrt kenne, kann ich vielleicht zu einer Schärfung der Probleme, die mit Wohlfahrt assoziiert werden, beitragen. Die Wissenschaft hat ja sehr stark vom Aufklärungspathos profitiert. Das aufklärerische Subjekt glaubt sich in der Lage, die Welt als Ganzes zu begreifen. Dagegen sage ich: die Welt ist größer, als daß sie in einem Kopfe Platz hätte. Und folg-

lich sollte man von vornherein darauf verzichten, die Welt begreifen zu wollen. Und wenn Sie einmal soweit sind, daß Sie das akzeptieren, daß alles Erkennen perspektivisch ist, daß kein Mensch den kopernikanischen Punkt oder eben den göttlichen Zentralblick haben kann, erst dann können Sie beginnen, die Rolle des Wissenschaftlers bescheidener zu definieren. Aber er bleibt verantwortlich dafür, daß die öffentlichen Diskurse ein Minimum an Seriosität nicht unterschreiten.

Man kann sich ja schnell mal irren. Gibt es Dinge von denen Sie heute sagen würden, was habe ich damals nur geschrieben oder erzählt?

Es kommt vor, wenngleich ich eigentlich überwiegend, wenn ich meine ältere Sachen lese, überrascht bin: das wußtest Du damals alles? Also man spürt, daß man doch vieles wieder vergessen hat. Aber, natürlich hat man auch seine Niederlagen. Auf einer zweitägigen Tagung in Berlin hielt ich kürzlich einen Vortrag, über den danach gesagt wurde, ich hätte die ostdeutsche Situation überhaupt nicht getroffen - donnernder Beifall! Ich war nicht davon ausgegangen, daß 80% der Leute aus dem Osten kommen würden. Da habe ich familienpolitische Überlegungen vorgebracht, die ich schon längst gedacht habe, hatte mich aber nicht auf die neue Situation eingestellt. Ich habe

meine eigenen Regeln, wenn sie so wollen, nicht befolgt, oder hatte die Situation falsch eingeschätzt.

Wo ist denn das Rückgrat, der Punkt, hinter den Sie nicht zurückgehen würden, wo Sie sagen, hier stehe ich, hier gehe ich nicht zurück, auch wenn der Wind noch so heiß weht.

Das würde ich an relativ vielen Orten tun. Diese Frage ist vielseitig ausdeutbar. Erstens gibt es gewisse, humanistische oder zum Teil auch religiöse Überzeugungen, für die ich schon stehen würde. Ich kann Unrecht nicht ausstehen. Man darf einen Menschen auch nicht unterdrücken oder ihn seiner Entschei-

dungsfreiheit berauben. Da gibt es sicher viele Dinge, über die wir jetzt reden könnten, aber das hat weniger mit Wissenschaft zu tun.

In der Wissenschaft ärgert mich, wenn Leute oberflächlich dahinreden, und das tun viele Soziologen. Daß sie also Dinge, die gerade in der Luft liegen, ein bißchen mixen, oder daß sie nur in ihren Begriffswelten stecken und von ihren Begriffswelten her glauben, sich den Blick auf die Wirklichkeit ersparen zu können. Also ich würde nicht dahinter zurückgehen, daß man von dem, worüber man spricht, etwas verstehen muß, und wovon man nichts versteht, darüber sollte man gefälligst schweigen. Das heißt nicht, das ich

dieser Regel immer gefolgt bin, aber als Regel würde ich davon nicht abgehen. Da ist dieses Moment der Selbstbeschränkung, das notwendig ist, um das vertreten zu können, wozu man steht. Aber wenn man sich getäuscht hat, dann muß man es auch zugeben. Allerdings in der Soziologie täuscht man sich sehr selten eindeutig. Sehr vieles in der Soziologie verschwindet von der Bildfläche, weil das Licht der Kulturereignisse weitergezogen ist, so heißt es ungefähr bei Max Weber. Deshalb werden Behauptungen nicht unbedingt falsch, aber sie sind irgendwie nicht mehr aktuell. Das Problem scheint mir zu sein, wie man verhindern kann, daß man ständig nur der jünger-



sten Aktualität aufsitzt und den letzten Drücker erwischt und dann unseriös wird. Und wie man trotzdem irgendwo auf der Höhe der Zeit bleibt. Auch das geht eigentlich nur dadurch, daß man sich entschließt, bestimmte Dinge zu tun und andere Dinge zu lassen. Man muß sich für etwas ganz Bestimmtes entscheiden, und das muß man versuchen, gut zu machen. Und das ist in der Welt, in der wir heute leben, verdammt schwierig, weil viel mehr an einen herangetragen wird, als wir alle verarbeiten können.

Ist Resistenz dann ein großer Wert, Widerstreben, sich nicht mitreißen lassen?

Widerstreben ist sozusagen der Konfliktfall, aber das Wichtigste ist wahrscheinlich, eine gewisse Fähigkeit zur Sammlung. Also sich auf sich selbst zurückbesinnen und immer wieder Distanz zu den Ereignissen gewinnen.

Was uns abschließend noch interessieren würde, ist die Frage, welche politischen Schritte und welche Denkhaltungen Sie sich von der nächsten Bundesregierung wünschen würden?¹⁰

Aha, jetzt soll ich mir also mal was wünschen. Diese Frage ist für jemanden, der nach den Regeln zu leben versucht, die ich Ihnen vorher gerade erklärt habe, sehr schwer zu beantworten. Aber jetzt will ich versu-

chen, als Bürger zu denken, als wissenschaftlich aufgeklärter Bürger - ohne Stimmrecht in Deutschland. Ich bin der Meinung, daß wir unser soziales Sicherungssystem in Richtung eines volksweiten Grundsicherungssystems weiterentwickeln müßten, daß es also notwendig wäre, eine nach meiner Meinung beitragsfinanzierte, aber vertikale Umverteilungsmomente enthaltene Grundsicherung für alte und behinderte Menschen einzurichten. In dieses beitragsfinanzierte Grundsicherungssystem wären also auch die Beamten und die Selbständigen einzubeziehen, so daß die berufsständische und die Beamtenversorgung nur noch für die Aufbausicherung zuständig blieben.

Änderungen in der Denkhaltung der neuen Bundesregierung wünschte ich mir vor allem hinsichtlich der nachwachsenden Generationen, wobei mir die Bildungspolitik - aber das ist nicht Bundessache, deshalb zögere ich davon zu sprechen - das Wichtigste ist, und innerhalb der Bildungspolitik die Hauptschulen und nicht die Gymnasien. Die Hauptschulen produzieren das Proletariat von morgen, und die Hauptschule ist bei uns der Bereich, der am stärksten auch von Ihnen allen, die Sie hier aufs Lehramt studieren, gemieden wird. Eine stärker im Hinblick auf praktische Fähigkeiten und Lebenshilfe hin reformierte Hauptschule - und ich denke, hier wäre zuerst

die Ganztageschule einzurichten - könnte eine ganz zentrale Institution zur Verringerung sozialer Ungleichheit werden - und nicht etwa die Gesamtschule!

Was die Bundesregierung angeht, so wäre eine Finanzreform ganz entscheidend. Eine Reform des Steuersystems ist nur zu machen, wenn gleichzeitig das gesamte Verhältnis der Aufgaben von Bund, Ländern und Kommunen auf den Prüfstand gerät. Das hat die Große Koalition seinerzeit als einzige geschafft, damals unter Kiesinger, sie hat eine Reform der deutschen Finanzverfassung zustande gebracht. Ich vermute, dies ginge auch heute nur in einer großen Koalition, die ich persönlich in der gegenwärtigen Situation als die am wenigsten ungünstige Lösung ansehe. Aber glücklich bin ich mit diesem Gedanken auch nicht, denn mit Bezug auf die soziale Sicherung haben die Grünen meines Erachtens das durchdachtste Konzept vorgelegt, und auch ihr Konzept zur Steuerreform ist sehr beachtlich. Die Frage ist nur, ob sie es umsetzen könnten, oder was dann in der Umsetzung daraus werden würde. Aber ich meine schon, eine Steuerreform, die sowohl die Spitzensteuersätze senkt, als auch die Steuerbasis konsequent verbreitert, das ist sicherlich ein richtiger Gedanke. Hier wäre ich dann stärker auf der liberalen Seite, während ich in anderen Punkten sicher stärker auf der Seite eines sozia-

len Engagements stünde.

Eigentlich schade, daß das so eine schöne Abschlußfrage ist. Jetzt ist es schwierig noch eine dranzuhängen. Sie haben gerade die Hauptschule angesprochen und gesagt, daß man sich um die Hauptschule kümmern muß. Gestern abend war im Forum offene Wissenschaften der Vortrag von Helmut Willke, der sein Bild von der Wissensgesellschaft skizziert hat, und da hatte man den Eindruck, daß es darum geht, die Leute zu fördern, die mit komplexerem Wissen umgehen können. Und ansonsten muß man sich darauf einstellen, daß man halt so 20% der Bevölkerung über Transferleistungen mitschleppt. Was würden Sie dazu sagen?

Daß die Diagnose nicht ganz falsch ist, aber sie ist nicht legitimationsfähig. Wir würden meines Erachtens in dem doch immer noch einigermaßen intakten moralischen Haushalt unserer Gesellschaft ziemlich große Unordnung anrichten, wenn wir diese Trenddiagnose als einen akzeptablen Zustand bezeichnen würden. Und wenn sie das kleine gelbe Büchlein gelesen haben,¹¹ so sehen Sie, daß ich dort auch auf den steigenden Anteil der von den technologischen Veränderungen Benachteiligten hinweise. Aber das heißt natürlich nicht, daß wir die alle einem zwar öffentlich finanzierten, aber im übrigen privaten Schicksal der Ausgrenzung überlassen sollten.

Doch wenn ich mich um Wissensgesellschaft kümmerte, würde ich auch in erster Linie über die obere Ebene des Bildungswesens nachdenken, was den Fortschritt angeht. Da ist ja auch nichts dagegen zu sagen, aber als Sozialpolitiker muß ich in erster Linie an die zu kurz Gekommenen denken. Und man muß auch in Betracht ziehen, daß die ganzen Fortschrittler furchtbar einseitig nur das Neue sehen wollen. Aber das Neue verdrängt das Bestehende nie vollständig, sondern ergänzt und verändert es vielfach nur. •

Fußnoten

1 Vorlesung „Struktur und Folgen des Wohlfahrtsstaats“ im WS 1996/97. Der Aufsatz „Zur Kritik des neutralen Geldes“ erscheint in Geschichte und Gesellschaft, Heft 1/1999.

2 Franz-Xaver Kaufmann: Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen. München 1995.

3 Franz-Xaver Kaufmann: Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem. Untersuchungen zu einer Wertidee hochdifferenzierter Gesellschaften. 2. A. Stuttgart 1973.

4 Globalisierung und Gesellschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 18/98, 24. April 1998.

5 Forschungsgruppe am Zentrum für interdisziplinäre Forschung „Steuerung und Erfolgskontrolle im

öffentlichen Sektor“ im Jahre 1981/82. Vgl. Franz-Xaver Kaufmann, Giandomenico Majone, Vincent Ostrom (Eds.): Guidance, Control, and Evaluation in the Public Sector. Berlin/New York 1986.

6 Franz-Xaver Kaufmann: Solidarität als Steuerungsform. Erklärungsansätze bei Adam Smith. In: Markt, Staat und Solidarität bei Adam Smith, hrsg. von F.-X. Kaufmann und H.G. Krüßelberg. Frankfurt/New York 1984, S. 158-184.

7 Franz-Xaver Kaufmann: Herausforderungen des Sozialstaates. Frankfurt a.M. 1997 (3.A. 1998).

8 Adalbert Evers, Thomas Olk: Wohlfahrtspluralismus — Analytische und normativ-politische Dimensionen eines Leitbegriffs. In: Dies. (Hrsg.): Wohlfahrtspluralismus. Vom Wohlfahrtsstaat zur Wohlfahrts-gesellschaft. Opladen 1996.

9 Franz-Xaver Kaufmann: Sozialpolitisches Erkenntnisinteresse und Soziologie - Ein Beitrag zur Pragmatik der Sozialwissenschaften. In: Soziologie und Sozialpolitik. SH 19 der KZfSS. Opladen 1977, S. 35-75.

10 Das Interview wurde vor den Bundestagswahlen '98 geführt.

11 Vgl. FN 7.

STUDIEREN IM GELOBTEN LAND zu kleineren und größeren Mythen über US-Unis

von Matthias Groß

Bis vor kurzer Zeit existierte bei Zentraleuropäisch Gebildeten ein Klischee von der Einwohnerschaft des nordamerikanischen Kontinents: US-Amerikaner seien durch die Bank politisch desinteressierte dekadente Konsumtrottel, die Hamburger-, Hot-Dog- und Softdrink-Einwegpackungen ständig aus ihren fahrenden Spritfresserschlitten werfen, nicht zuletzt, weil sie ohne jegliche Bildung und Kultur aufwachsen. Seit der breiter angelaufenen Diskussion um eine Reform der deutschen Universität scheint sich das Klischee genau umgekehrt zu haben: Ganz heimlich, still und leise sind es auf einmal eigenartigerweise just jene Amerikaner, die in ausgezeichneten Universitäten eine so viel bessere Bildung erhalten als unsereins. Von den Einwegverpackungen usw. redet niemand mehr! Nun, daß das Umweltsünder-Hamburger-Klischee tatsächlich nicht mehr bedacht werden muß, weil es Blödsinn ist, braucht hoffentlich nicht weiter erklärt zu werden. Daß die Geschichte von den allseits tollen Universitäten allerdings einen ähnlichen Humbug darstellt, vielleicht schon eher. Denn beim Thema Unireform haben sich

bei uns Fakten, Vorurteile und Legenden zu einem populären Meinungsgemenge von beeindruckender Schlichtheit verfestigt: US-Uni gut. BRD-Uni schlecht. Das US-amerikanische Universitätssystem wird gar als heimliches Allheilmittel aus der Misere der deutschen Bildung betrachtet; zumindest wird ein aufblickender Vergleich mit den USA ständig und oft unhinterfragt angeführt. Mein Eindruck ist, daß es sich hier, neben einigem Wahrem, auch um eine Ansammlung von Mythen handelt; sehr irreführenden und gefährlichen Mythen, zudem oft (aber nicht nur!) propagiert von Personen, die US-Universitäten nur vom Hörensagen zu kennen scheinen.

Man vernimmt immer wieder beschämt wundersame Stories über allzeit eifrige und belesene Studierende in den USA. Und da in Amerika ja alles besser ist, werden solche Geschichten gerne ergänzt mit Schwärmereien über traumhafte Forschungsbedingungen im gelobten Land. Daß letzteres vielleicht der größte Mythos von allen ist, soll in einer Studierendenzeitung nicht genauer reflektiert werden. Nur so viel: Spricht man mit Dozenten in den



USA, die nicht nur mal für einige Forschungsaufenthalte dort weilten, sondern ihr Leben dort verbringen, dann bekommt man gelegentlich das befremdliche Bild vermittelt, daß sich deutsche Forscher doch in einem Schlaraffenland befänden: Die Bezahlung sei angemessen, bürokratisch sei alles klar geregelt (im Ge-

gensatz zu den USA), kein Konkurrenzkampf, kein Druck auf Forschungsinhalte, nur fröhlich-freies Forschen, und Studierende seien alle ganz schlau, weil sie von der High School à la USA verschont blieben...

THEET JOURNAL

Und abgesehen von beruflichen Vorteilen sei doch die Pension nach der Emeritierung für deutsche Professoren ein Traum. Ach, wenn man doch nur besser deutsch könnte... Wo diese Mythen genau herkommen mögen, weiß ich nicht, aber gerne wird von vergangenen Treffen, Kongressen und Forschungsaufenthalten in Deutschland (z.B. Starnberg, World Congress 1994) geschwärmt, die ja ach so wegweisend für die eigene Karriere gewesen wären etc. etc. Übertrieben oder nicht, man bekommt es zu hören. Und indirekt auch von

höchster Seite zu lesen. Denn was den Zustand der europäischen Soziologie allgemein angeht, so argumentiert auch Anthony Giddens in *In Defence of Sociology* (Oxford 1996), daß die Krise der akademischen Soziologie in Europa zum großen Teil durch die Rezeption von Meldungen über zunehmende Fakultäts-

schließungen und massive Forschungsgelderkürzungen an US-Unis seit den 70er Jahren langsam bei uns *herbeigeredet* wurde. Und Giddens gibt noch einen drauf: „American Sociology used to dominate world sociology, but it does no longer. [...] The major social thinkers now are over here rather than over there, authors like Pierre Bourdieu, Niklas Luhmann or Ulrich Beck“ (p. 4). Wie dem auch sei, die Legende vom anderen Studieren in den USA ist leider keine; Soziologie-Studierende in den USA wirken durchweg interessierter als die hiesigen. Seminare sind spannender. Punkt.

Also doch besser, diese Yankees? Gleich hinterher: Lehre in den USA wird von Dozenten engagiert betrieben, und besonders bei kleineren Unis steht sie in der Prioritätenliste der Uni-Ziele offiziell vor der Forschung. Seit Jahr und Tag die gleichen Kurse mit der gleichen Literatur zu lehren ist da kaum möglich. Studierende als lästig zu betrachten und offen die Nase über sie zu rümpfen kann in den USA schlecht für die Karriere sein. Mit jener hier gelegentlich angetroffenen Einstellung zur Lehre würden Dozenten im gelobten Land unter Umständen ewig und drei Tage auf Assistentenstellen sitzen bleiben, denn die Evaluation der Studierenden über die Qualität der Lehre kann empfindlich darüber mitentscheiden, ob ein Dozent *tenured* oder befördert wird,

d.h. auch darüber entscheiden, ob jemand sich tatsächlich für eine Position als *full professor* eignet. Dies kommt zustande durch die in den USA vorgeschriebenen und am Ende eines jeden Semesters (Terms) durchgeführten *student evaluations* für Lehre und Betreuung, welche in eine allgemeine Bewertungsskala eingehen. Die Fälle, bei denen nicht zuletzt dank der dauernd unzufriedenen Studierenden z.B. der Aufstieg vom *assistant professor* zum *associate professor* um viele Jahre verzögert wurde, obwohl angemessene Reputation in Form von Publikationen vorlag, ereignen sich im gelobten Land gerne.

Also haben doch die Lehrenden schuld an den trägen Seminaren? Leider eher nicht, zumindest nicht alleine, denn: Eine Evaluation der Lehrenden und das damit einhergehende Gefühl der Studierenden, mitbewerten zu können, mag ein Grund, wenngleich sicherlich nicht der Grund, dafür sein, daß Seminare an US-Unis schlicht besser sind. Worin dies genau begründet liegt, ist nicht so leicht zu ermitteln. Die traurigste These ist sicherlich die, daß man erst bezahlen muß, damit man Interesse an Soziologie bekundet. Hoffen wir, daß dem nicht so ist. Fakt ist leider, Hauptstudiumsseminare (nennen wir sie der Einfachheit halber *graduate courses*) an US-Universitäten, auch an kleinen *unbedeutenden* Unis, sogar bei schlechten Dozenten



my student

und ‚langweiligen‘ Themen, sind um einiges lebendiger als bei uns. Texte werden gelesen. Leute zeigen sich aufgeschlossen und neugierig gegenüber soziologischen Fragen. Die Vorstellung, in ein Seminar zu kommen und zu konsumieren, existiert praktisch nicht. Zudem wird nicht *einmal* pro Woche ein bißchen über einen Text referiert, sondern ‚Contemporary Social Theory‘ zum Beispiel kann montags, dienstags und donnerstags¹ stattfinden, so wie früher Mathematik oder Deutsch in der Schule. Dies bedeutet nicht, daß eine Zeitlang *ein* Kurs besucht wird, so wie es die mehrmonatigen Blöcke hier den Erstsemestern antun. US-Seminare finden schlicht mehrmals pro Woche statt.

Je nach Gewichtung muß man als ‚graduate student‘ mindestens drei solcher Kurse pro Semester absolvieren. Und da die Zahl der Kursteilnehmer ab dem ‚graduate level‘ meist sehr klein ist, ist es bei Referatseminaren (wenn es so was überhaupt gibt) selbstverständlich, daß jeder Teilnehmer regelmäßig referiert. Es ist zudem völlig normal, sich neben den Seminaren in Studien- und Lesegruppen zur Vor- und Nachbereitung der Kurse zu treffen; ob des Lesepensums nicht als Alter-

native sondern als *notwendige* Ergänzung zum eigentlichen Seminar. Jede Woche in irgendeinem Kurs mindestens ein Referat zu halten, bedeutet Reflexionen zu Texten zu präsentieren, nicht einen Text wiederzukäuen. Ein schweigender Seminarteilnehmer wird zudem ständig aufgefordert, einen Beitrag zu liefern. Es ist gar nicht verständlich, warum man überhaupt ein Seminar besucht, wenn man nicht mitmachen, nicht mitdiskutieren will. Genauso unverständlich wäre es, am Ende eines Seminars zu einem festen Termin keine (ein bis zwei) Hausarbeiten sowie während des Semesters einen Haufen ‚reaction papers‘ verfaßt zu haben; zu *jedem* Seminar. Diese Papers werden dann gewöhnlich mit mehrseitigen – hilfreichen! – Kommentaren und Verbesserungsvorschlägen der Lehrenden einzeln bewertet und u.U. zur Überarbeitung zurückgegeben. Jedes Paper macht dann einen Teil der Endnote des jeweiligen Kurses aus. Eine solche Arbeitsweise mag Studierende hier zuerst befremden. Einmal europäisch-arrogant und später beschämt² durchgestanden, schafft sie aber bald Routine im Schreiben, nimmt die Angst vor und bei Referaten, lehrt, innerhalb kürzester Zeit viel zu lesen und die rele-

vante Info aus Texten ‚herauszuziehen‘, um möglichst schnell mitdiskutieren zu können. Dies klingt gut und ist für einen deutschen ‚visiting graduate student‘, der von ‚zu Hause‘ aus gefördert wird und der in eine Universität des gelobten Landes nur mal reinschnuppern möchte, einfach wunderbar³. Nur, zu welchem Preis können Amerikaner dieses Privileg einer höheren Ausbildung erhalten?

Hier knüpft ein weiterer Mythos an: Die Studiengebühren. Es wird gerne so getan, als ob jene in den USA kein wirkliches Problem seien, da dies dort ja auch irgendwie mit Stipendien und zinslosen Krediten gelöst sei. Und wer nicht so viel bekomme, der könne immer noch im Restaurant um die Ecke jobben und berühmte Hamburger in ebenso berühmte Einwegpackungen schieben. Man denke nur an Artikel in Hochglanzheftchen und Monatszeitschriften, in denen deutsche Studierende aus Harvard oder Stanford berichten und gebetsmühlenartig über das deutsche Unisystem schimpfen, während nach ihrer Meinung die Lösung in Amerika liegt. Sie, als privilegierte Ausländer, vergessen, daß es auch in Stanford (besonders dort!) auf dem undergraduate-level – also

¹ Das wären im übrigen bereits mehr Tage als sich manch ein Lehrkörper bei uns pro Woche durchschnittlich in der Uni aufhält.

² Es braucht ja vielleicht seine Zeit sich einzugestehen, daß es doch nicht so leicht ist mit den vermeintlich ungebildet-oberflächlichen Yankees mitzuhalten...

³ Daß man nach Rückkehr in die geliebte Heimat wieder genauso schweigend und gelangweilt in Seminaren herumsitzt wie früher, ist allerdings ein weiteres ungeklärtes Phänomen.

dem Level, das auf den BA zustrebt – mit Geldern, d.h. Stipendien, sehr dürftig aussieht. Hilfskraftjobs werden eigentlich nur ab dem ‚graduate level‘ vergeben, und viele reichen auch dort nicht zum Lebensunterhalt. Das Jobben neben dem Studium wird zum Hammerstreß, da man als Vollzeitstudierender seine Pflicht-

Credits erfüllen muß, was bei den arbeitsintensiven Seminaren nicht so einfach nebenbei erledigt werden kann. Teilweise kann man Kurse zwar wiederholen, das heißt aber (1) erneut die Kursgebühr zahlen zu müssen und (2) einen ‚Sitzenbleibermerk‘ auf seinem späteren Zeugnis („record of courses“) zu

haben. Teilzeitstudierende werden nur in Ausnahmefällen zugelassen. Viele, besonders kleinere Unis, vergeben Vollstipendien in Soziologie aber erst ab dem Doktorandenlevel, wenn sie es überhaupt tun. In den allermeisten Fällen (teil-) finanzieren sich Studierende auf dem ‚graduate level‘ als ‚research assistants‘ oder normalerweise ‚teaching assistants‘. ‚Teaching assistant‘ (auf dem docto-

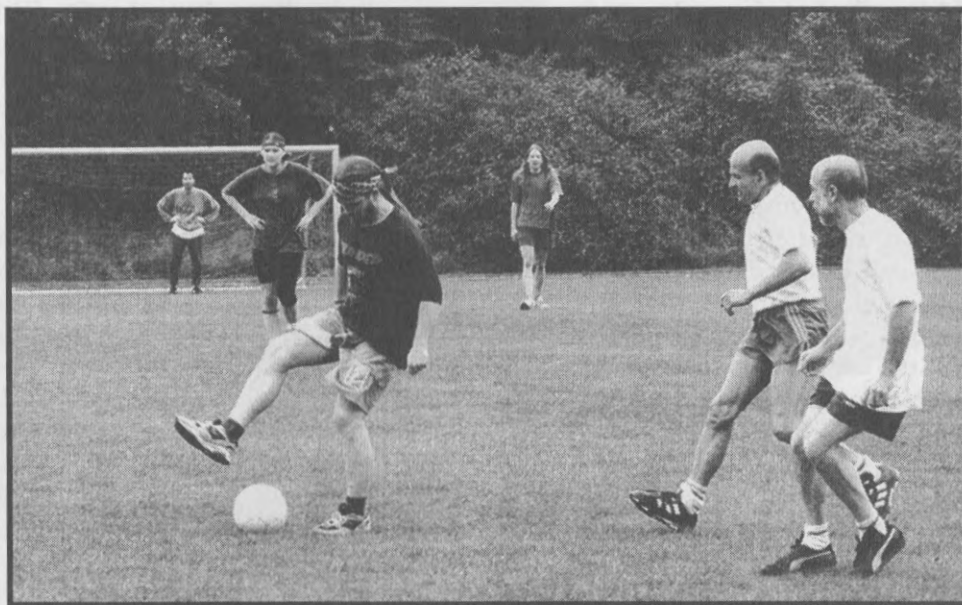
rate level u.U. auch ‚teaching fellow‘) ist nicht vergleichbar mit dem hiesigen Tutorenjob. ‚Teaching assistant‘ bedeutet einen Kurs, gewöhnlich eine Einführungsveranstaltung, für die große Zahl der zahlenden Erst- oder Zweitsemester mehr oder weniger selbständig zu lehren. Das heißt auch wiederum, daß der Kurs mon-

bühren mehr als 50000 \$ pro akademischem Jahr für einen Soziologiestudierenden (graduate/PhD level) an. D.h. deutsche (Groß-) Eltern müßten momentan mehr als 80000 DM für ihr geliebtes (Enkel-) Kind aufbringen, um einen zehnmonatigen US-Universitätsaufenthalt an der Ostküste zu finanzieren, gesetzt

den Fall, ein Stipendium oder gar ein Austauschprogramm (wovon man ja an der Fakultät für Soziologie in Bielefeld nur träumen kann) sind nicht aufzutreiben. Von diesen 80000 DM sind dann 35000 DM (21000 \$) reine Studiengebühren. An der University of Chicago z.B. lä-

gen diese etwas niedriger, in Harvard ist es noch ein Happen mehr. Aber auch in kleineren Top-Unis wie in Tucson / Arizona ist man mit 8000 \$ Studiengebühren für das Minimum an Kursen noch arg belastet und selbst ‚lower-tier‘-Universitäten sind in manchen (geographisch/klimatisch reizvollen) Regionen extrem unerschwinglich.

Die ‚Units‘-Zählung ist von Uni



tags, dienstags und donnerstags stattfinden kann und der ‚assistant‘ ebenso von den Studis evaluiert wird wie andere Lehrende etc.

Daß Vollstipendien so rar sind, mögen allein ein paar Zahlen von Top-Unis begründen. Die Johns Hopkins Universität in Baltimore z.B. setzt in ihren eigenen Schätzungen zu den zu erwartenden Lebenshaltungskosten und Studienge-

zu Uni verschieden, aber gewöhnlich muß man als Vollzeitstudierender auf dem ‚undergraduate-level‘ mindestens 12 ‚units‘ pro Semester belegen und auf dem ‚graduate-level‘ mindestens 9. Will man schnell studieren, und das ist in den USA ähnlich wichtig wie hier, müssen es entsprechend mehr sein (damit man die Gesamt-Unit-Zahl in z.B. drei-einhalb anstatt vier Jahren zusammen hat). Pro ‚unit‘ muß ein bestimmter Geldbetrag entrichtet werden, wobei sich obige Studiengebührenberechnung aus der Summe der einzelnen ‚Units‘-Kosten gemessen am vorge-schriebenen *Minimum* zusammenstellt. Die Verteilung der ‚Units‘ (die je nach Länge, Arbeitsaufwand und Universität gewöhnlich zwischen einem und fünf pro Kurs liegt) ist zudem gerne so gewählt, daß man bei der Pflichtzusammenstellung der Kurse auf mehr als das Minimum kommt⁴, d.h. die geschätzten Kosten, die vom Minimum ausgehen, werden fast immer überstiegen. Und natürlich wird die ‚Unit‘-Anzahl pro Kurs möglichst niedrig bemessen, denn die Uni will – tataaa – Geld verdienen. In manchen Top-Unis, wie zum Beispiel Berkeley, sind die Studiengebühren selbst zwar nicht ganz so hoch, dafür aber sind die Lebenshaltungskosten, wie allgemein in be-

kannten College-Städten, aufgebläsen. Wenn man in Palo Alto/Kalifornien, dem Ort der Stanford Universität, in Campusnähe ein Zimmer für nur 600 \$ pro Monat bekommt, darf man froh sein ein Fenster drin zu haben (kein Witz!). In New York City sieht es natürlich so ähnlich aus. Zudem kommen auf einen Studierenden in den USA weitere Zusatzkosten, die hier wahrscheinlich bloße Empörung hervorrufen würden. Es sei nur angemerkt, daß die in den Kursen so begeistert diskutierten Texte und Bücher *selbstverständlich* gekauft werden müssen. Von Lehrenden zusammengestellte Reader kosten unglaublich viel (Beispiel: ca. 150 blättriger Reader, zw. 30 \$ und 50 \$), da es in den USA strenge Vorschrift ist, pro Kopie für Seminare eine üppige Copyrightgebühr zu entrichten. Selbst wenn man nur drei Kurse pro Semester schafft, sind u.U. schnell mal 1000,- DM *allein* für Bücher und Reader ausgegeben, d.h. für *Pfichtliteratur*, die quasi die ‚Hardware-Voraussetzung‘ der Teilnahme am Seminar darstellt; von einer ‚suggested reading list‘ über Bücher die zur Anschaffung *empfohlen* werden, ganz zu schweigen.

Einen Ausländer, der mal eben für einen privilegierten einjährigen Bildungsurlaub inklusive Bücher-

geld an eine US-Uni gejetet ist, schockiert es natürlich, wenn seine amerikanischen Kommilitonen gelegentlich die Höhe ihrer Verschuldung durch ‚loans‘, d.h. zinslose oder niedrig bezinsten Kredite für die Bewältigung der (Studien-) Gebühren, offenlegen. Man rechne obige Beispiele von Lebenshaltungskosten plus Studiengebühren einfach mal hoch auf vier oder fünf Jahre... Dagegen sieht eine BAFÖG-Rückzahlung mickrig aus.

Auch ‚Soziologie‘ ist in den USA keinesfalls ein besonders anerkanntes Fach, weshalb nicht wenige Studierende, bei kleineren Unis selbst noch auf dem ‚graduate level‘, ob der unerträglichen Last der ‚loans‘ und der dürftigen Aussicht diese nach der Erlangung eines ‚Degrees‘ mit einem Job pünktlich abzahlen zu können, ihr Studium vorzeitig abbrechen, um was ‚Richtiges‘ zu machen.⁵ Die Abbruchrate in Soziologie ist auch im gelobten Land hoch. Nur, dank der Verschuldung, wesentlich schmerzlicher. Wie man da so blind und begeistert vom amerikanischen Bildungssystem schwärmen kann, ist mir schleierhaft. Insbesondere wenn man zu hören bekommt, daß bei der Einführung von Studiengebühren in Deutschland über solche Kredite nach US-Vorbild

⁴ Außer man ist ein außenstehender Studierender aus dem Ausland und man arbeitet auf keinen Abschluß hin. Dann kann man die Kurse besuchen, die belieben...

⁵ Abgesehen von Erfahrungen von amerikanischen Freunden und Bekannten wird dies regelmäßig bestätigt in Diskussionen zu dürftigen Jobchancen für BA und MA Soziologen auf dem außeruniversitären Markt wie z.B. in der Zeitschrift *The American Sociologist* oder *Teaching Sociology*.

auch hier diskutiert wird, kann man nur staunen.

Ein weiterer umherirrender Mythos kreist um die Einführung von Bachelor- und Mastersabschlüssen nach US-Vorbild. Abgesehen von der unsicheren Anerkennung dieser Abschlüsse innerhalb der deutschen Hochschullandschaft selbst kann das Lamentieren über den international

man level', ist bestenfalls vergleichbar mit unserer hiesigen gymnasialen Oberstufe, in mittelmäßigen und schlechten US-Universitäten – und davon gibt es bei ca. 3000 Hochschulen in den USA eine ganze Menge – muß den Studierenden, dank der üblen High-School-Ausbildung, erst mal richtig Lesen und Schreiben beigebracht werden. Im zweiten oder

Graduierung zum Bachelor of Arts hat dann wenig mit unserem 'Vordiplom' oder einer Zwischenprüfung zu tun, sondern stellt lediglich einen anerkannten Titel mit einem Hauptfach dar, der in manchen Fällen, dank der großen Unterschiede bei US-Universitäten, nur wenig höherwertig ist als unser Abitur und seine Leistungskurse. In den USA weiß



zweifelsohne unklar definierten 'Diplomstudiengang' nicht mit einer Einführung von international klingenden Titeln gelöst werden. Vielleicht ist die Einführung von Stufenabschlüssen auch im Fach Soziologie in Deutschland keine schlechte Idee, aber was ist ein Bachelors of Arts, kurz BA, in den USA eigentlich? Das erste Jahr, beginnend auf dem 'fresh-

ritten Jahr kann man sich dann neben der 'general education' für ein 'major', ein Hauptfach entscheiden. Auch wenn die Gewichtung von 'general education' und 'major' auf dem 'undergraduate level' bei einzelnen Unis sehr variiert, wäre es frühestens hier möglich, etwas intensiver 'Soziologie' zu studieren. Die nach gewöhnlich vier Jahren stattfindende

man das. Hier komischerweise nicht.

In US-Universitäten, die auch ein Doktorandenprogramm in Soziologie anbieten (und dies sind dank des elitären Bildungssystems relativ wenige!) ist es heute in der Studienordnung ausdrücklich so, daß Studierende, die mit den 'graduate studies' nach dem BA beginnen, nicht ausschließlich auf einen MA hinarbei-

ten, sondern *nur* auf den Doktor (PhD). Nur unter dieser Bedingung wird man zugelassen. Der MA stellt hier lediglich einen nötigen Zwischenschritt zum PhD dar und keinesfalls den Hochschulabschluß wie das Diplom bei uns. Hieran wird nicht zuletzt deutlich, wie sehr amerikanische Soziologie auf dem graduate level (dank der schlechten außeruniversitären Chancen?) zunehmend auf ausschließlich ‚Wissenschaft‘ ausgerichtet ist. Bereits auf dem MA-level werden Studierende systematisch zu „publishing sociologists“ erzogen. Hausarbeiten werden auf ihre Präsentierfähigkeit auf anstehenden Kongressen hin geprüft, Lehrende ermutigen Studierende, an eigenen Ideen festzuhalten, diese zu präsentieren und beginnen, mit ihnen *zusammen* Papers zu erstellen etc. Eine hier nahezu unbekannte Gepflogenheit. Ob die USA-Romantisierer auch bereit wären, mit den hiesigen Studis *so* zusammenzuarbeiten? Abgesehen davon, daß es momentan einigermaßen unverantwortlich⁶ wäre, allen Studis vorzugaukeln, sie könnten nach dem Diplom im Wissenschaftsbetrieb weiterarbeiten, seien Zweifel angemeldet.

Über den oft romantisierenden Mythen zum US-System wird bei

uns aber vergessen, was es heißen kann (heißen sollte?), an einer deutschen Universität zu studieren. Ich meine damit, daß es – bei allen nicht im geringsten anzuzweifelnden Mängeln – einiges gibt, was erhalten werden sollte. Ich denke da an die individuelle Freiheit, die deutsche Studierende genießen, auch wenn es genau diese ist, die bei vielen zuerst etwas Orientierungslosigkeit hervorruft. Nur, was würden Studierende an der Fakultät für Soziologie in Bielefeld sagen, wenn sie vom Beginn ihres Studiums an nach Amerikanerart vorgeschrieben bekämen, wie ihr Stundenplan auszusehen hat und wenn sie sich allerspätestens mit Beginn des Hauptstudiums auf ein Spezialgebiet *festlegen* müßten? Bei den Erfolgsaussichten außerhalb der akademischen Mauern: nicht Soziologie studieren; wenigstens nicht sehr lange. Ich persönlich hätte es zumindest nicht gemacht. Denn, wie Sabine Etzold kürzlich in *Die Zeit* schrieb: „Da ohnehin nicht klar ist, ob es nach dem Studium den angestrebten Beruf noch gibt oder ob eine Stelle frei ist, wird studiert was gefällt und was gerade ohne Numerus clausus möglich ist“.⁷

An vielen deutschen Universitäten, an denen noch Soziologie gelehrt wird, mag die freie Gestaltung

des Stundenplans allein dadurch eingeschränkt sein, daß die Anzahl der Veranstaltungen derart dünn gesät ist, daß der Wochenstundenplan quasi vorgegeben ist. Zum Glück ist das in Bielefeld noch nicht so. Blickt man allein auf die *Anzahl* der Kurse, so läßt sich das Angebot von Bielefeld mit dem von Berkeley vergleichen. Das war es dann aber auch mit den Parallelen. Es wird zwar gerne gesponnen von selbst zusammengebastelten individuellen Studiengängen oder Modulgeschichten in den USA (die es auch vereinzelt gibt); die Wirklichkeit, besonders der großen Universitäten, sieht meist aber so aus, daß es für jede neue Kurszusammenstellung auf einem höheren Level strenge ‚prerequisites‘ von anderen Kursen aus niedrigeren Levels gibt. D.h. de facto erlaubt auch eine große Soziologiefakultät wie die in Berkeley, nur ganz wenig eigene Entscheidungen hinsichtlich der Kurswahl, nicht zuletzt natürlich auch, weil es eine Kostenfrage ist, viele verschiedene Kurse zu belegen. Die ‚prerequisites‘ haben ihre Berechtigung. Aber die in Bielefeld noch bestehende Möglichkeit, sich seinen Soziologiestundenplan selbst zusammenzustellen, könnte als erster Schritt zu einem Modulsystem, einer von Studierenden mitbestimmten,

⁶ Zur Verantwortung siehe auch ruhig nochmals Georg Simmels Brief in *sozusagen* Nr. 4, S. 73.

⁷ in: Etzold, Sabine (1998). „Fit für die Zukunft: Schüler und Studenten sind besser als ihr Ruf. Bildungspolitiker und Lehrer verdienen die Note ‚mangelhaft‘“, in *Die Zeit*. Vol. 53, No. 33, p. 1. Und Etzolds Schlußfolgerung für die Flexibilität der Studienfachwahl und Studienzeit deutscher Studierender klingt im Übrigen nicht so trübe: „In so viel Pragmatismus steckt zukunftsfähiges Potential“.

mit einer Verbreiterung, des Stellenwertes und der Wahlmöglichkeiten der Wahlpflichtfächer u.U. an gewissen Berufszielen orientierten Studienausrichtung, betrachtet werden. Wie mir scheint, tut das jedoch keiner. Erzählt man Amerikanern aber was von Lernfreiheit, schauen sie einen erstaunt an, denn Studierende in den USA können normalerweise noch nicht mal entscheiden, bei welchen Lehrenden sie sich prüfen lassen.

Kurzum, die Unisysteme der USA und von Deutschland sind überhaupt nicht miteinander vergleichbar (nicht nur hinsichtlich hier angesprochener Mythen). Es ist besonders nicht möglich, US-Universitäten losgekoppelt vom High-School-System der USA zu betrachten. Amerikas Eliteuniversitäten immer als Vorbild zu zitieren, aber gleichzeitig ihre grundlegenden Bedingungen und Hintergründe auszublenden, ist paradox. Folglich sollte auch erst gar nicht versucht werden, irgendwelche Teile beliebig gegeneinander auszutauschen, sondern – und ich denke, die AG für Lehr- und Lernformen (siehe *sozusagen* Nr. 4, S. 75ff.) war ein guter Anstoß – es sollte versucht werden, spannende und lebendige Seminare auch ohne (erdrückende) Studienge-

bühren und andere Zwänge hinzukriegen. Und sollte man nicht viel eher das Vordiplom zum ersten eigenständigen akademischen Abschluß aufwerten und anerkennen, sowie ihm einen auf das deutsche System abgestimmte Bezeichnung geben, bevor man naiv beginnt ‚Bachelors‘ zu verteilen? Bei den Vorschlägen zu gestuften Studienabschlüssen an deutschen Universitäten gibt es keine Internationalisierung durch Bezeichnungen. Ein neuer akademischer Titel, der buchstäblich nichts an der Struktur und sonstigen (Lehr- und Lern-) Formen ändert, wird sicherlich nichts verbessern – im Gegenteil. Daß eine Äquivalenz- und Konkurrenzfähigkeit mit den USA mit den Titeln BA und MA allein nicht zu erreichen ist, zeigt doch die Nichtanerkennung so vieler MA- und BA-Abschlüsse aus Südamerika oder Asien an Universitäten der USA.

Die einstige Lernfreiheit, das befreiende und Kreativität fördernde Element deutscher Universitäten, erstickt heute zwar in administrativen Verkrustungen und bedarf Reformen, allerdings glaube ich nicht, daß mit Verschulung nach Amerikanerart – die ja in vielen anderen Fächern bereits vonstatten gegangen ist – im Fach Soziologie Positives erreicht

werden kann. Denn, um wieder einmal Tobias Ellenberger (*sozusagen* Nr. 2, S. 37) zu zitieren, „um soziologische Theorien und soziale Sachverhalte in eigenes Wissen zu transformieren, muß – im Vergleich zu vielen anderen Fächern – sehr wenig gelernt und sehr viel verstanden werden“. Was immer Tobias damit genau gemeint haben mag, eine Verschulung alleine schafft sicherlich kein soziologisches Interesse und kein soziologisches „Verstehen“⁸.

Man mag es heute kaum glauben, aber eine Ironie der Geschichte ist, daß es zu einem entscheidenden Teil genau diese deutsche *Lernfreiheit* war, die zahlreiche US-amerikanische Studierende um die letzte Jahrhundertwende nach Deutschland gehen ließ, um dort zu studieren, um dem damaligen Muff amerikanischer Universitäten, wenigstens für eine kurze Zeit, zu entfliehen⁹. Allein für das Fach Soziologie mag man begeisterte Berichte in Biographien von in Deutschland studierten und z.T. promovierten klassischen Soziologen, wie Albion W. Small, Robert E. Park, William Isaak Thomas oder selbst Talcott Parsons nachlesen. Und das sicherlich nicht einfach, weil früher sowieso alles besser war! •

⁸ Verstehen: „Erfassung des Sinnzusammenhangs, in den, seinem subjektiv gemeinten Sinn nach, ein aktuell verständliches Handeln hineingehört“ (Max Weber).

⁹ Es ist bezeichnend genug: Das Wort *Lernfreiheit* wird in zeitgenössischen Berichten von amerikanischen Studierenden noch nicht einmal übersetzt, sondern im deutschen Original beibehalten. Für einen Überblick siehe z.B. Herbst, Jürgen, *The German Historical School in American Scholarship* (Port Washington, 1972).

FS-INFO

Informationen von der Fachschaft Soziologie

Fachschaft@soziologiefs.uni-bielefeld.de

Die Fachschaft Soziologie wird ab dem Wintersemester 1998/'99 einen Informationsservice per E-Mail anbieten. Es sollen aktuelle, studienrelevante Informationen von der Fachschaft an Studierende weitergeleitet werden. Es ist geplant, diesen Kanal für Infos über besondere Veranstaltungen, die z.B. keinen Weg in KVV fanden, wichtige Entscheidungen

über das Studium, Akündigungen Terminen von Blockveranstaltungen usw. zu verwenden. Die Fachschaft selbst ist auch per E-Mail erreichbar (siehe oben!), es besteht daher auch die Möglichkeit, Fragen zu stellen oder Anregungen (z.B. für die Nutzung des Informationsservices) zu geben oder auf Termine aufmerksam zu machen. •

Anmeldung

Wenn Ihr Informationen erhalten wollt, könnt Ihr dieses auf zwei Arten beantragen. Einmal könnt ihr ein E-Mail schicken. Diese Methode wird unten erklärt. Oder ihr könnt einen Anmeldezettel bei der Fachschaft (L3-126) abgeben. Falls ein solcher Zettel nicht dieser Ausgabe beiliegt oder ihr einen neuen (z.B für eineN StudienkollegenIn) braucht, kein Problem, es gibt noch Anmeldezettel in der Fachschaft. (Wenn wir Informationen von der Fakultät oder Fachschaft weiterreichen, können leider die Richtigkeit nicht garantieren.)

Antrag per E-Mail

Bitte schickt ein E-Mail an die Adresse:

antrag-fsinfo@soziologiefs.uni-bielefeld.de

unter dem Thema (Subject) "Fachschaftsinfo" mit folgendem Inhalt:

**SUBSCRIBE fsinfo NAME Mustermann, Martina DIPLOM SEMESTER 13
EMAIL mm@post.uni-bielefeld.de**

Erklärung (für Leute, die es genau wissen wollen):

- (1) Die Option des E-Mail Programmes HTML sollte deaktiviert sein.
 - (2) Diese Zeile sollte die *erste* und *einzige* Zeile im E-Mail sein.
 - (3) Zwischen den einzelnen Worten steht ein Leerzeichen.
- SUBSCRIBE fsinfo:**
- (4) Die beiden Worte SUBSCRIBE fsinfo *müssen* enthalten sein.
- NAME:**
- (5) Der Nachname wird durch ein *Komma* vom Vornamen getrennt.

- (6) Der Nachname steht zu *erst*, dann folgt der oder die Vornamen *ohne* Komma.
- DIPLOM:**
- (7) hier wird der angestrebte Abschluß angegeben.
 - (8) an dieser Stelle kann das Wort DIPLOM, MAGISTER, NEBENFACH oder PROMOTION angegeben werden.
- SEMESTER:**
- (9) Nach dem Wort SEMESTER folgt ein Leerzeichen und die *dezimale* Semesterzahl, in dem man gerade studiert.
- EMAIL:**
- (10) Die *eigene* E-Mailadresse

Netzwerk Auslandsstudierende
Soziologie
Gesucht: Ehemalige AuslandsstudentInnen

- Wolltest Du nicht auch mal wieder die Leute treffen, die in der gleichen Stadt (Paris, London, Madrid, ...) studierten? Alte Zeiten

- Oder suchst Du Ehemalige von der gleichen Auslands-Uni zu der Du willst?
- Vielleicht suchst Du eine(n) PartnerIn, mit der/dem Du zusammen Eure (Auslands-) Praktikumsberichte schreiben willst?

- Möchtest Du anderen helfen, ein Studium an Deiner Auslands-Uni zu beginnen?

Wir suchen für unser Netzwerk weitere StudentInnen, die im Ausland waren! Die Fachschaft Soziologie möchte die Einrichtung eines Studierenden Netzwerkes unterstützen. Dabei denken wir primär an StudentInnen der Soziologie (Diplom, Magister, Nebenfach, ...). Wir möchten damit mehrere Ziele verfolgen:

* Kontakt zwischen Auslandsstudierenden, die im gleichen Land, Stadt, Uni, Austauschprogramm, etc studierten.

* Kontakt zu anderen Studierenden zum gemeinsamen Anfertigen von Hausarbeiten, Seminararbeiten, (Auslands-) Praktikumsberichten, Stipendiatsberichten etc.

* Erfahrungsaustausch zwischen ehemaligen Auslandsstudierenden und Zukünftigen.

* Kontakt zwischen Studierenden, die gemeinsam ihr erstes oder ein weiteres Auslandsstudium, Praktika planen wollen. (Praxistips, ...)

Kontakt: Fachschaft Soziologie:
Internationalisierung des Studiums
Raum: L3-127, Tel.: (0521) 106-4205

E-Mail:
Ausland@SoziologieFS.Uni-Bielefeld.de
http://www.fachschaften.uni-bielefeld.de/soziologie/ausland/

DIE TUGEND DER ORIENTIERUNGSLOSIGKEIT

Eine Rezension

von Usch Pathe

In der Soziologenschaft scheint es zwei Lager zu geben. Das eine - mit dem wir es täglich zu tun haben - dümpelt jenseits jeder öffentlichen Stellungnahme an unseren Universitäten vor sich hin. Das andere hat ein krankhaftes Bedürfnis, sich in den Medien zu produzieren und mit seiner Populärwissenschaft in der Öffentlichkeit die Soziologie darzustellen, daß es eine Blamage ist. Ich weiß nicht, welches der beiden ich schlimmer finde.

Ob nun Beck mit Doppelnamen oder allein, man trifft sie ständig in Talkshows, in der Wochenzeitung und in Kongreßprogrammheften an. Nebenbei wird noch schnell die Gesellschaft für Soziologie geleitet. Da fragt man sich doch wirklich, wann denn noch die Bücher verzapft werden, denn ich will mal davon ausgehen, daß sie selbstgeschrieben sind und nicht das Werk von Mitarbeitern auf der Karriereleiter oder Lehrforschungen sind.

Böse Zungen behaupten ja, daß Ulrich Beck z.B. mit seiner konservativen Feder sogar unseren letzten Bundeskanzler beraten haben soll, aber so weit will ich hier nicht gehen.

Mir ist dagegen eine neue Gestalt



bzw. zwei neue Gestalten aufgefallen, die von Becks Erfolgsstrategie gelernt haben: Mit populärer Wissenschaft - die sich Soziologie nennt - die ratlose Gesellschaft beraten. Diesmal nicht bezüglich Risiko, sondern in Sachen Jugend und wie der Markt sie als Konsumgruppe am besten kriegt.

In der Tagesliteratur geht ein neues Gespenst um, es nennt sich Goebel / Clermont. Wo man auch geht und steht, liest man das neue Schlagwort

'Die Tugend der Orientierungslosigkeit'.

In der Literaturzeitschrift Grauzone liest man z.B. „hier spricht die Erbsengeneration, der heutzutage empfohlen wird, sie möge doch die Orientierungslosigkeit zur Tugend machen“ (S.18).

Es mag ja sein, daß ich die falschen Zeitschriften lese, aber selbst 'Die Zeit' als vielleicht Deutschlands anspruchsvollste Zeitung widmet den beiden frischgebackenen Erfolgs-

autoren eine ganze Seite in 'Modernes Leben'. Und dann ist der Marktforschungsratgeber neulich auch noch auf die Bühne gebracht worden. Das muß wohl an seinem Unterhaltungswert liegen. Simone Schneider hat in ihrem Bühnenstück Malaria eindeutig nicht nur eine Szene von Goebel / Clermont abgeschrieben. So muß ich dann im Programmheft nicht nur einen Text der beiden neuen Erfolgsautoren lesen, was schon reichen würde, nein, es wird dahinter auch noch aus Ulrich Becks 'eigenem Leben' berichtet.

Bevor aber noch jemand aus Versen das Buch kauft über das neuerdings gesprochen wird und damit die nächste Auflage beim Verlag startet, will ich beschreiben, was da eigentlich so drin steht.

Das Buch „Die Tugend der Orientierungslosigkeit“ versucht sich in der Jugendsoziologie. Ein Designer und ein Werbefachmann, der studierter Soziologe ist, beschreiben die 18- bis 35jährigen, wobei es hauptsächlich um Studenten geht. Aber nicht um die Studenten, die früher an den Unis rumliefen und einen Nebenjob hatten, sondern Studenten deren Nebenjob die Uni ist. Die Autoren wollen bei ihnen eine neue Tugend festgestellt haben, die Tugend der Orientierungslosigkeit. Die Jugend, die uns eigentlich schon als Karriereverweigerer bekannt ist, wurde von den Autoren neu entdeckt und nicht nur

in schillernden Farben beschrieben, sondern selbiges Buch auch in ein schillerndes Cover gehüllt. Die Aufmachung des Buches auch vom übrigen Layout ist so hip, wie die Protagonisten sein wollen. Aber wodurch sollen wir uns nun auszeichnen? Das ist nicht leicht herauszufinden, da das Buch eher auf Unterhaltung als auf klare Aussagen setzt. Als bleibender Eindruck bleibt aber die ungemaine Konsumfreude dieser Jugend zurück. „Der Konsum bietet die vielfältigsten Möglichkeiten der Identifizierung und Abgrenzung, Grenzüberschreitung und existentiellen Herausforderung. Kaufentscheidungen dienen der Überprüfung und Bestätigung des eigenen Lebenskonzepts. Die bange Frage »Bin ich noch derselbe, wenn ich diesen Videorecorder gekauft habe?« zeigt das Produkt als Prüfstein für die Einhaltung selbstgesteckter moralischer Ziele (S. 121)“. Diese Jugend ist alles andere als postmateriell, aber auf ihre eigene Weise. Es geht nicht um plumpe Statussymbole wie schnelle Autos und teure Uhren, sondern um einen gewissen Stil im Alltäglichen. Die Autoren bezeichnen ihre Darsteller deshalb als Lebensästheten. Der Stil des Lebensästheten hat aber nichts mit Schönheit oder Geschmack zu tun. Lebensästheten können Menschen ohne das geringste (klassisch-)ästhetische Empfinden sein. Gerade die ästhetischen Desaster, die ein ausge-

prägter Wille zur eigenständigen Gestaltung der Wohnung auslöst, überzeugen von der Ernsthaftigkeit lebensästhetischen Sendungsbewußtseins. Geschmack kann man kaufen, Lebensästheten wollen mehr und anderes. Was zählt, sind Wille und persönliche Überzeugung. „Das gute Leben ist eher eine Frage der Identität als der Aktivität. Es kommt auf den Glauben an, nicht auf die Werke“. Die Lebensästheten tun deshalb alles aus Stilgründen. Und ein Job in einer Studentenkneipe für 10 Mark hat dabei eindeutig mehr Stil im Sinne der Lebenskultur als im Büro für 20 DM. Neues Statussymbol ist Lebenskultur und zu Lebenskultur kann sowohl die Supermarktmusik als auch der Krankenhausbesuch bei Opa gehören. Es kommt dabei immer auf die Haltung an. Als Lebensästhet nimmt man schon mal die gepfefferten Preise bei Kaiser's hin, weil es bei Aldi keine Supermarktmusik gibt. Und auch sonst verzichtet der Lebensästhet auf einiges, nur um der Ästhetik willen, um seinen Stolz in dieser Hinsicht zu wahren, besonders auf die Karriere. Hauptsache er ist nicht so spießig wie die Eltern.

Der Lebensästhet ist zu stolz, sich dem Karrierestreß zu beugen und beschäftigt sich lieber mit der Auswahl seiner Nahrungsmittel in gediegener Atmosphäre. Die Ansprüche an den Arbeitsplatz, die er stellt, könnte sowieso niemand erfül-



len. Hinzu kommt, daß sein Ziel - die Entfaltung der Persönlichkeit - eh nicht mit einem Achtstundentag oder gar mit der normalen Woche eines Managers zu vereinbaren wäre. Finanziell kommt er problemlos mit seinen Nebenjobs aus. Besitz spielt für ihn wirklich keine Rolle mehr, denn er wähnt sich im Besitz der Wahrheit. Was ist dagegen schon ein hübsches Sofa? (S.50).

In der Welt des Lebensästheten ist Liebe käuflich: Der Computer, das Bett, das Fahrrad - sie alle sind Le-

bensabschnittsbegleiter, zuerst als ferne Geliebte, dann als vertraute Hausgenossen (S.122). Und die Begegnung mit der Imbißbude seiner Kindheit macht ihn glücklicher als zwei Wochen Teneriffa. Ein Schokoriegel von der heimischen Tankstelle hat [...] eine ganz andere Qualität als das identische Produkt aus einem Kaufhaus von Rotterdam (S. 123). Denn seine Kindheit bedeutet ihm viel, da sie als Fetischobjekt besonders geeignet ist. Lebensästheten sprechen viel über ihre Kindheit. In-

fantilität ist zum ständigen Begleiter einer Generation geworden [...] (S. 41). Der Lifestyle ist nicht nur Statussymbol, sondern auch Lebensprinzip. Das Verhalten des Lebensästheten ist dadurch nicht immer nachzuvollziehen. Der Wert eines Fruchtzwerg-Yoghurts z.B. ist eben nicht nach dem Rationalitätsprinzip zu messen, wenn er den ästhetischen Gesetzen des Lebensästheten genügt. Statt Auto, Haus und Garten ist der Lebensästhet durch exotische Spontaneinkäufe zwischen Aldi und

italienischem Feinkostgeschäft gekennzeichnet, je nach momentaner Geldlage. Dadurch entgeht der Lebensästhet der typisch deutschen Zuwachsbiographie mit akkumulativem Aufstieg, sowohl in Sachen Privatbesitz als auch im beruflichen Bereich.

Neben der Gestaltung des Alltags bleibt selbstverständlich nicht mehr viel Zeit für ein Studium. Dieses wird auch nur noch als Nebenjob verstanden. Zumal heutzutage ja eh lebenslanges Lernen angesagt ist, reichen zwei Semesterwochenstunden völlig aus. Der McJob und die Pflege des Beziehungsnetzes nehmen eben ihre Zeit in Anspruch. Letzteres wird durch ein selbstverständlich überfülltes Filofax und E-mail als moderne Weggefährten unterstützt.

Wer denkt, daß der Lebensästhet damit fast schon wieder mit einer Hausfrau zu vergleichen ist, irrt, denn kochen heißt hier Kochkunst, Hausarbeit nennt sich Gestaltung der Wohnung und die Hausfrau bzw. der Hausmann betreibt Management. Diese Taetigkeiten bieten als einzige noch Verantwortung mit gleichzeitiger Selbstbestimmung in einer wenig entfremdeten Tätigkeit. Grundsätzlich scheint der Lebensästhet durch das Streben nach einem Höchstmaß an Unverbindlichkeit und einem Mindestmaß an materiellem Auskommen zusammenzufassen zu sein. Der Lebensästhet soll nur allein sich selbst verpflichtet

sein. Der Absturz ist genauso nah wie die Chance auf den großen Erfolg. Dabei soll der Lebensästhet keine Zukunftssorgen haben und nur die nächsten drei Monate im Blick haben? Das Scheitern soll seinen Schrecken verloren haben, wenn man es schafft, eine lebensästhetische Konstruktion intakt zu halten? Es gibt offensichtlich zwei unterschiedliche Lesarten dieses Phänomens.

Aus dem Problem der Arbeitslosigkeit wird eine Tugend gemacht, man lebt nur für die nächsten drei Monate und die meint man auch, wenn man von Zukunft spricht. Es könnte doch sein, daß die Zukunftsangst dabei eher chic kaschiert wird. 90% aller Arbeitsstätten sind für den Lebensästheten aus moralischen Gründen nicht vertretbar. Die Arbeitslosigkeit bringt endlich wieder alles Gute zurück, nur in neuem Gewand. Die Ausgestaltung des Freundeskreises, die Pflege der Beziehung und die Wahl der richtigen Nahrungsmittel spielen eine zentrale Rolle im Leben - nicht mehr nur für Hausfrauen. Dies alles muß doch einen Grund haben? Ist hier nicht vielleicht gerade eine Zukunftsangst, die zu Maßnahmen treibt, diese zu verkraften? Aber zu einer Analyse des ganzen hat es bei den beiden nicht gereicht. Dabei ist das Phänomen schon lange unter dem Titel 'Erlebnisgesellschaft' im Gespräch. Ein Rezipient von Schulze ist Thomas Schnierer. Er schreibt:

„Betrachtet man [...] die Erlebnisorientierung funktional, dann wird [...] die Ventilfunktion [deutlich]: die überhitzte kompetitive Gesellschaft kann [...] Dampf ablassen. Es wird möglich, sich unter Berufung auf die eigene Erlebnisorientierung dem Wettbewerb von vornherein zu entziehen. Es wird ebenso möglich, in den Wettbewerb einzutreten und bei fehlendem Erfolg darauf hinzuweisen, daß man (entsprechend der Orientierung des hedonistischen Milieus des Sinus-Instituts) 'keine Lust' habe, 'sich für den beruflichen Erfolg und sozialen Aufstieg kaputtzumachen'. Und es wird schließlich [...] möglich, dem eigenen Erfolg im Wettbewerb den sozialen Stachel zu ziehen.“

Das reicht Goebel und Clermont aber nicht aus, da sie ihr Marketingkonzept verkaufen wollen.

Deshalb wird an dieser Stelle nicht weitergegraben.

Wenn ich bei Kaiser's einkaufe, liegt das in der Regel immer noch an den Ladenschlußzeiten und nicht an der ästhetischen Musik.

Der studierte Soziologe Goebel und sein Designer Clermont verstehen etwas vom Design der Unterhaltungsliteratur, aber nichts von 'der Jugend'. Die Vierzigjährigen verstopfen nicht unsere Seminare und Szenekneipen und wir kaufen auch nicht in italienischen Feinkostgeschäften ein.

Aus der Not heutzutage eine Tugend

zu machen hat zudem irgendwie einen Hauch von Blasphemie, zumindest in Zeiten, wo die eine Hälfte der Gesellschaft sich totarbeitet und die andere gerne einen Job hätte. Irgendwie versuchen sie doch, uns Arbeitslosigkeit und schlechte Berufsaussichten zur Tugend zu machen.

Nach den 'Karriereverweigerern' und der 'Generation X' wurde dem Kind jetzt wiederum ein neuer Name gegeben. Dahinter stecken aber doch ernsthafte gesellschaftliche Probleme.

Bei dem Satz „Und der Kritik an der Loveparade [...] entgegenen wir: [...]“, wird aber auch der Rest klar. Es wird klar, wer nicht erwachsen werden will und sich in seine Kindheit flüchtet, wer unsere Szenekneipen verstopft und wer in seinem Marketing orientierungslos ist: Johannes Goebel und Christoph Clermont - ein autobiographisches Werk zweier junggebliebener Marketingstrategen.

Es ist also wieder jemand reich geworden, indem er „Gesellschaftsanalyse“ betrieben hat. Und weil einem das heutzutage auf dem Büchermarkt aus den Händen gerissen wird, haben die beiden alles vergessen, was sie in ihrem Studium so gelernt haben. Wer sich das Werk durchliest, merkt schnell, daß diese Prosa keine Wissenschaft enthält. Der Analyseteil der Gesellschaftsanalyse fehlt nämlich völlig. Im Romanstil wird Gesellschaft nachgezeichnet, ohne Ursachen oder Ent-

wicklungen wirklich zu erforschen. Goebel und Clermont sitzen in einem Boot mit Beck und den anderen Unterhaltungssoziologen.

Was Reich-Ranicki für die Literatur ist, sind Goebel / Clermont und Beck für die Soziologie. Das Malen von Bildern zur Erheiterung der Leser ist zwar eigentlich immer die Aufgabe von Schriftstellern gewesen, aber heutzutage bekommt man damit sogar einen Lehrstuhl.

Unsere Unterhaltungssoziologen bereiten die Soziologie leichtverdaulich auf und präsentieren sie in den Massenmedien einem breiten Publikum. Heißt es demnächst vielleicht Vorhang auf für Goebel am Mittag oder Beck im Talk? Das einzige, was mich immer wieder beruhigt, ist, daß Beck bei Suhrkamp immer noch nicht in der Wissenschaftsreihe veröffentlicht

wird, sondern in aufheiternden Regenbogenfarben. •

Literatur

Die Tugend der Orientierungslosigkeit, Johannes Goebel / Christoph Clermont, Verlag Volk&Welt, Berlin, 208 Seiten, 32 Mark

DIE ZEIT, Nr.37, 5.September 97, Seite 79 von Frank Schüre

Grauzone, Zeitschrift über neue Literatur, 14, 1. Quartal 1998, S.18 von Michael Neubauer

Programmheft zu Malaria, herausgegeben vom Deutschen Schauspielhaus in Hamburg; 3.98

Zeitschrift für Soziologie, Jg.25, Heft 1, Februar 1996, Thomas Schnierer: Von der kompetitiven Gesellschaft zur Erlebnisgesellschaft?

HINWEISE FÜR AUTOREN

Länge der Texte: Zwischen 15 000 und 35 000 Zeichen; Abgabe von Texten nur auf Diskette; die Texte sollten in Times (zehn Punkt) und einspaltig gesetzt werden; Hervorhebungen durch Fett oder Kursiv, nicht durch Unterstreichungen; Zeilenabstand sollte einzeilig bzw. zehn Punkt sein; der Text sollte linksbündig gesetzt werden; es sollte nicht getrennt werden und keine automatische Trennfunktion benutzt werden; die Texte sollten möglichst als Words-Dateien (bis Version 6.0) oder als RTF gespeichert werden; die gespeicherten Dateien sollten als Namen die Artikelüberschrift verwenden (wenn möglich voll, sonst gekürzt); bitte nicht zwei Versionen der gleichen Datei auf einer Diskette speichern, sondern nur die endgültige Version; Tabellen bitte als Ausdruck beilegen; die Texte sollten korrekturgelesen sein; Adresse und Telefonnummer für Rückfragen bitte beilegen.

Erstes Redaktionstreffen:

Mittwoch, 20. Januar 1999, 14 Uhr, L3-126;

Redaktionsschluß:

Montag, 26. April 1999.

HINWEISE FÜR FÖRDERER

Unser Konto: Daniel Tech, Kto.-Nr. 43 72 96 07, Sparkasse Bielefeld, BLZ 480 501 61. Wir freuen uns über finanzielle Zuwendungen.

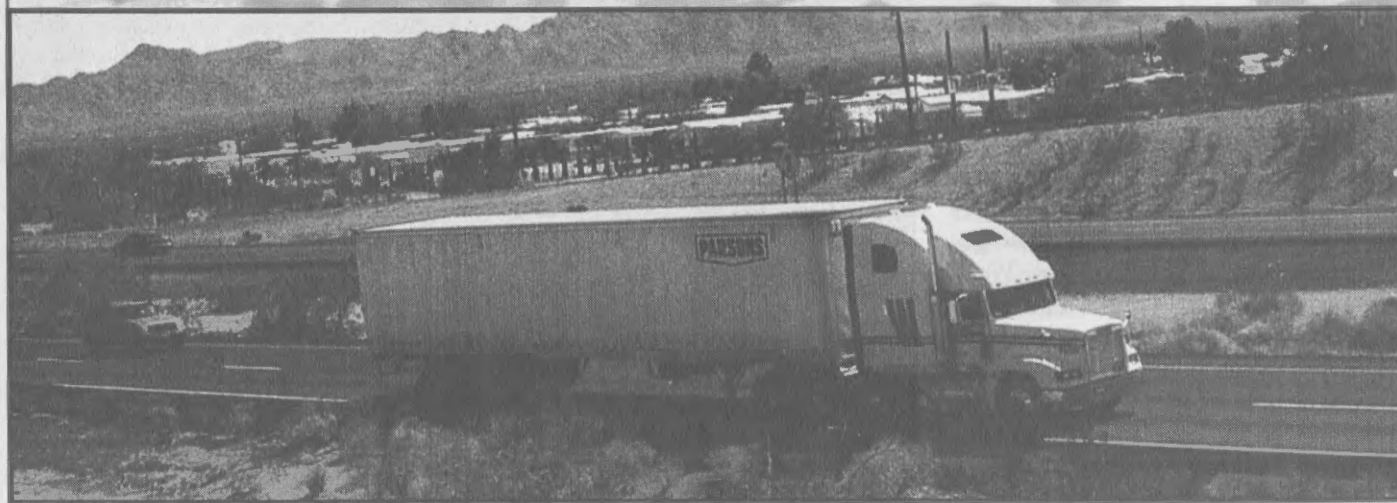
Der Bonner Experte für Außensteuerrecht, der Anwalt Hans Flick, der auch einmal vergeblich den Besserwisser Peter Graf beraten hatte, referiert gern über die 'Schattenseiten von Steueroasen': Dort drohen 'Erdbeben, Kommunisten, Küchenschaben, Kolonialbeamte, Skorpione, Tropenfieber, Soziologen und Schlangen' – da sei es daheim sogar trotz Steuern schöner.

Aus der Süddeutschen Zeitung vom 31. Juli 1998

Postmoderne Autopoesie:

Unter der Webadresse www.cs.monash.edu.au/cgi-bin/postmodern findet man den *Postmodernism Generator*, der unter Zuhilfenahme des *Dada Engine* (www.zikzak.net/~acb/dada/) komplette, fehlerfrei englische aber auch zweifellos vollkommen sinnfreie Essays auswirft – vollständig mit Autoren, Fußnoten und Literaturliste. Zur Beeindruckung des einen oder anderen anglophilen postmodernen Angehörigen des Lehrkörpers wird die Seite wärmstens zum Ansurfen empfohlen.

"Klares Denken und scharfes Trennen der Begriffe wird Ordnung in die Verwirrung bringen und der Soziologie ihre zweckmäßige Stellung anweisen, auf der sie nicht mehr in das Gebiet anderer Wissenschaften übergreifen oder durch diese von ihrem Platze verdrängt werden kann [...]. Daß solche scharf umrissenen, greifbaren Begriffe im Laufe der Zeit die jetzt herrschenden Vorstellungen verdrängen werden, ist über allen vernünftigen Zweifel erhaben" *Franklin Giddings: Prinzipien der Soziologie, zuerst 1896, pp. 28-29*



Wie schaffen wir es, fragten sich ein paar misogyne Strippenzieher, die sich irgendwann in den siebziger Jahren in einer als alternativer Wohnküche getarnten konspirativen Skatrunde trafen - wie schaffen wir es, das Fünziger-Jahre-Klischee der infantilen Trotzfrau über die Zeiten zu retten? Nachdem man sich einen Kasten Bier und die Highlights aus dem 'Lolita'-Video reingezogen hatte, kam die Idee ganz spontan: Wir backen uns die Quotenfrau. Wir errichten Laufställe in der Gesellschaft und ganz besonders in den Parteien, wo sich das 'schwache' Geschlecht mal so richtig austoben darf. Es war das soziologische Äquivalent zum Frauencatchen.

Aus dem Spiegel vom 26. Oktober 1998

„Wenn ich dieses Wort sage, meine ich natürlich immer dieses famose Studierendenmagazin unserer Fakultät *sozusagen*.“ Hartmann Tyrell

„Qualitative Forschung zeichnet sich dadurch aus, daß man sich mit Qualitäten beschäftigt, um dann eine qualitativ hochwertige Arbeit zu schreiben.“
Richard Grathoff

Die Mittelmeerküche
UNIVARZA
Café-Restaurant



in der Zentralen Halle der Universität Bielefeld
Universitätsstrasse 25, 33615 Bielefeld
Fon 05 21/10 21 93
Öffnungszeiten: täglich 9.00-24.00 Uhr

oder besuchen Sie unser

Restaurant ANAVARZA

Schloßhofstrasse 75, 33615 Bielefeld

Anatolische Spezialitäten aus dem Lehmofen

Fon 05 21/89 44 94

Öffnungszeiten: täglich 12.00-15.00 Uhr und 18.00-1.00 Uhr

IN SACHEN GELD BIETEN WIR IN DER **UNI** EINMALIGES

**Unser „Wir sind für Sie da“-Service
in der Zentralen Halle:**

Individuelle Beratung in allen
Geldangelegenheiten in unserer Geschäftsstelle



Bargeld von 6.00 bis 22.00 Uhr
an zwei Geldautomaten



Kontoauszüge von 7.00 bis 20.30 Uhr
an unseren Kontoauszugdruckern

Sparkasse
Bielefelds Partner in Sachen Geld

